goldenen und silberfarbigen Töne schlossen sich zu einer wundervollen Harmonie zusammen.

In den Kreis der beseelten Koloristinnen gehört auch Maria Slavona (gest. 1931 in Berlin), die beste deutsche Stillebenmalerin des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. In Lübeck geboren, gehört sie zu echt nordischem Stamme. Vielleicht hat sie aus den ewig wechselnden Stimmungen der Meeresküste, aus den verschleierten Visionen dieser feuchten Atmosphäre, den Sinn für die feinen Farbwerte mitgebracht, die ihr so große Erfolge eingetragen haben. Ihre sublime Malerei gab den ganzen beseelten Charme blühender Gewächse wieder, der aus den lebenden Kelchen als bezaubernder Duft uns umfängt.

Derselben Generation gehört Sabine Lepsius an, eine Frau, die in dreifacher Form den schönen Künsten verbunden ist: Tochter des Historienmalers Gustav Graef, Gattin von Reinhold Lepsius, jenes feinnervigen Portraitisten, der mit seinen Bildnissen berühmter Wissenschaftler wahrhafte Dokumente deutschen Geisteslebens geschaffen hat, und endlich selbst eine Malerin von Gottes Gnaden, die vorwiegend Frauen und Kinder portraitierte, mit einer zärtlichen Anmut, einer Musikalität der Bewegung, wie nur ein Mensch malen kann, der alle Register der Kunst beherrscht. Sie besaß die Malkultur, wie sie dem Stil jenes besten geistigen Berlintums um die Wende des 19. Jahrhunderts entsprach. Die Meisterschaft des Portraits, die sie in heißem Ringen sich erworben, ließ sie nicht zur Ruhe kommen, sie strebte nach höheren Aufgaben, nach der schöpferischen Komposition. So entstand das Gemälde „Der erblindete Bach“, und der vor kurzem, in fast vollendetem 70. Lebensjahre vollendete, „Stephan George“, eine geistvolle Apotheose des Dichters.

Etwas jünger ist Paula Modersohn-Becker (gest. in Worpswede 1907), eine der begabtesten deutschen Malerinnen, die mit einem eigenen Ausdrucksstil, der gewisse Wesenszüge des Expressionismus angenommen hatte, schlichte Stoffe von erdnaher Gebundenheit, gestaltete. In einer starken, das Volkstümliche betonenden Vereinfachung der Form und in einer flächigen Malerei hat sie Kunstwerke geschaffen, die durch Intensität des Ausdrucks und der tiefen Empfindung rühren: Stilleben, Landschaften, Bildnisse erscheinen durchglüht von dem individuellen Pulsschlag eines lebendigen Malerherzens.

Als Malerin von Ruf ist weiter aus dieser Ära Augusta von Zitzewitz zu nennen. Ihr Lieblingsgebiet ist das Portrait, auf dem sie Namhaftes geschaffen hat, und auch die buntfarbige Welt der Blumen und Tiere findet in dieser begabten Frau ihren Interpreten.

Viel echtes Volkstum ist in der jungen Malerin, Grete Czaki-Copony lebendig, Siebenbürger Deutsche, Förderung und Hemmnis zugleich. Förderung, weil Volkskunst und Natur in jenem reichsfernen Winkel ungemein befruchtend auf die Phantasie wirken, Hemmnis, weil Hermannstadt kein Kunstzentrum ist, keine Schulung bietet und keine Anregung zu geben vermag. So mußte sich die Künstlerin alles selber erarbeiten, und vielleicht entstanden gerade daher diese Bilder voll stiller Eindringlichkeit, voll sanfter Melodik. Ihre besondere Liebe gilt den dörflichen Kindern, die sie aus immer neuen Gesichtswinkeln, nicht zuletzt aus dem des Gemütes, zu betrachten weiß.

Eine Künstlerin, die vom Kunstgewerbe kam, aber heute in der vordersten Reihe der Graphikerinnen steht, ist Anny Schröder, die sich vor allem durch ihre meisterhaften Holzschnitte einen Namen gemacht hat. Mit einer souveränen Beherrschung aller technischen Mittel schafft die Künstlerin, die im vorigen Jahre den österreichischen Staatspreis für Graphik erhielt, große und vielgestaltige Kompositionen. Ihr Wissen um die Wirkung von Licht und Schatten ist enorm, sie denkt im Material, schon vor dem Schneiden hat sie die schnittgerechte Scharfkantigkeit des druckenden Holzblockes ins Holz erlebt.

Ihre Begabung führte sie naturgemäß zur Buchillustration, schon eine Anzahl großer Verleger hat ihre für den Typendruck so geeignete Graphik sich zu eigen gemacht.

Eine andere, sehr produktive Graphikerin ist Elisabeth Voigt, eine Künstlerin von altmeisterlichem Stil, die den Anschluß an Dürer gefunden hat.

Viel weniger als in der Malerei hat sich die Frau in der Bildhauerei betätigt, und erst in den letzten Jahrzehnten haben sich Frauen auf dem Gebiete der Groß- und Kleinplastik ausgezeichnet.

Die einzige Ausnahme, die als Wunder weiblicher Bildhauergenialität des 12. Jahrhunderts gefeiert wurde, hat sich nach neuerer Forschung, als eine schöne Legende enthüllt. Nicht Sabina, die Tochter des großen Steinmetzen Erwin von Steinbach, war die Erbin seines Ruhmes. Die Zuschreibung der erhabenen Gestalten einer „Synagoge" und einer „Kirche" am Portal des Straßburger Münsters an Frauenhand hat sich als nicht stichhaltig erwiesen.

Es scheint fast, als sei die Frau erst mit ihrer allgemeinen Entwicklung reif geworden, das härtere Material von Holz, Bronze, Stein zu meistern. Gleichzeitig tauchen am deutschen Kunsthimmel drei Gestirne auf, die schnell zu internationaler Berühmtheit gelangt sind: Milly Steger, Emmy Röder, Renee Sintenis.

Milly Steger stammt vom Niederrhein, aus einer Offiziers- und Beamtenfamilie, die ihr das künstlerische Studium nicht leicht machte. Aber diese starke Begabung setzte sich allen Widerständen zum Trotze durch, und die heroische Geste, die sie ihren Gestalten zu geben vermag, erhebt sie in die Reihe der großen Plastiker, die befähigt sind, ihre Werke in den Dienst der Architektur zu stellen. Der erste Auftrag, den Milly Steger in diesem Sinne erhielt, war: die öffentlichen Gebäude der Stadt Hagen in Westfalen mit plastisch-figürlichem Stoffe zu schmükken. So entstanden an der Fassade des Stadttheaters vier überlebensgroße Figuren, an der Stadthalle zwei große Gruppen, Portalfiguren an verschiedenen Schulen, an der Sparkasse usw.

Die ganz schlichten Gestalten sind der Architektur streng angegliedert, das Statuarische, das schon in diesen Frühwerken zum Ausdruck kommt, ist immer mehr zum Stil Milly Stegers geworden, erfüllt von einem starken seelischen Ausdruck, der besonders in den Portraitbüsten hervortritt.

Emmy Röder-Garbe ist Würzburgerin, sie entstammt einer seit Jahrhunderten dort angesessenen alten Kaufmannsfamilie. Ein Steinbildhauer der Stadt war ihr erster Lehrer, und so haben Tradition und erste Unterweisung dazu beigetragen, in ihr die vererbte Veranlagung der fränkischen Kunsteinstellung zu wecken. Ihre Plastiken, mögen es Portraits, Figuren, Tiere sein, haben etwas von dem gotischen Schwung der großen süddeutschen Bildhauer.

Emmy Röder, die mit dem Bildhauer Garbe verheiratet ist, charakterisiert sich selbst am besten, wenn sie von einem einsamen Winter in in einem kleinen Fischerdorf (1919) erzählt: „in den schwangern Frauen, die fest in schwarze Tücher gehüllt über die endlosen Flächen der Moore schritten, in Tieren, die voll Mütterlichkeit ihr Jungen nährten, erlebte ich zuerst das Kosmische alles Seins". Dieser Geist manifestiert sich in ihrer Kunst.

Renée Sintenis hat man die „Interpretin der Tierseele" genannt. Aus Liebe zu allem tierhaften Wesen ist ihre Kunst gewachsen, aus zärtlicher Einfühlung in das Wesen und in die Geheimnisse naturhaften Geschehens. Immer sucht sie das Typische, nicht dieses oder jenes Tier, sondern die Gattung, die Klasse. Sie schafft nicht vor dem lebenden Objekt, erst später, in der Erinnerung formt sich ihr der Begriff eines Geschöpfes. Aber man fühlt, wie das Leben um ihre Tiere, die sie am liebsten aus Bronze formt, vibriert. Unendliche Wiesenflächen tun sich vor dem geistigen Auge hinter diesen ruhenden Kühen auf, hinter diesen kleinen, noch taumeligen Lämmern, um die spielenden Fohlen spielt der

der Sommerwind, um die schlanken, scheuen Rehe spürt man das Rauschen norddeutscher Wälder ... Renée hat auch Portraitbüsten geschaffen, aber ihr Ruhm beruht auf der kleinen Tierplastik, die fast in allen Museen der Welt ihren Platz gefunden hat.

Einen ganz anderen Typus der kunstschaffenden Frau repräsentiert die Münchnerin Ruth Schaumann, deren schöpferische Kraft sich auf mehr als einem Gebiete betätigt. Malerin, Graphikerin, Dichterin, Bildhauerin in einer Person, offenbart sich in ihr der seelische Ausdruckswille, der die große deutsche Kunst aller Jahrhunderte auszeichnet.

Die zarte und innige Natur einer sensiblen, des Gehörs beraubten Frau hat sich nicht rasche Tageserfolge errungen, lange in der Stille wirkend, hat sie den Blick jener auf sich gezogen, die den höchsten Wert eines Kunstwerkes in dem unmittelbaren, wahren und starken Ausdruck seelischen Lebens erblicken.

Alle Schöpfungen dieser Künstlerin sind erfüllt von starker Innerlichkeit: die Gedichte und Erzählungen, die Bilder und Zeichnungen, die bildhauerischen Arbeiten, die sie in Holz, Ton und Bronze geschaffen, die Entwürfe, die in dem fragilen Material des Porzellans zur Ausführung kamen.

Ruth Schaumann ist fromm, Katholikin mit allen poetischen Insignien der Kirche, gottberauscht und doch ganz unkirchlich. Ihre Werke, mögen es Legenden sein oder Gedichte oder Holzschnitte, mit denen sie ihre Bücher schmückt, oder die beschwingten Weihnachtsengel aus Porzellan, weisen stilistisch zurück in die Jahrhunderte, als die Kunst noch wurzelte in feierlicher Glaubensstärke und heiliger Ergriffenheit.

Die diesjährige Ausstellung im „Verein der Künstlerinnen zu Berlin" hat aus ganz Deutschland junge Talente herbeigeholt und sie der Kritik vorgestellt. So schuf die neue Vorsitzende, Elisabeth von Oertzen, die sich mit ihren grazilen, schwebenden Aquarellen und mit ihren charakteristischen Portraits einen Namen gemacht hatte, und die jetzt in die große Komposition den Weg gefunden hat, einen Querschnitt der jungen weiblichen Kunst des 20. Jahrhunderts.

Da waren die tief empfundenen Kompositionen von L. Umpfenbach-Paetow zu sehen, Arbeiten von bezaubernder Innigkeit des Gefühls. Die Verinnerlichung und das Formgefühl, spricht auch aus dem Selbstbildnis der jungen Künstlerin.

Kleine Gemälde anspruchslosen Formates, aber von desto stärkerem geistigen Impuls, sind die auf Holz gemalten Aquarelle der Nürnbergerin E. Eisgruber, die in ihrer eigenen selbsterfundenen Technik Bilder von stark gotischem Formgefühl schafft, das sie aus der Tradition

ihrer Heimat mitgebracht hat. Denn nirgends sonstwo, als in der Stadt der großen deutschen Meister des Holzschnitts, konnte dieser ruhige und rassige Strich entstehen, verbunden mit einer Intensität geistigen Lebens, wie sie besonders in dem entrückten Gesichtsausdruck des „Christophorus" schwingt. Koloristisch äußerst reizvoll waren die Landschaften der Stuttgarterin, Gertrud Stemmler, Bilder des Meeres, von hervorragendem Reiz der Atmosphäre. Eine sehr selbständige Note zeigt Irma Breusing, die ihre lebendige Einstellung zur bildenden Kunst auch als Lehrende in der Schule des „Vereines der Künstlerinnen zu Berlin" weiterzugeben vermag.

Auffallend die Kompositionen von E. W. Kallen, einer problematischen Natur, koloristisch und formal sehr begabt, und mit einem scharfen kritischen Verstande ausgerüstet, der die Kunst als Aufgabe sieht, sie eingliedern will in die große Entwicklungslinie des ringenden Deutschland.

Die geistige Erneuerung unserer Zeit hat weitgehende Bestrebungen wach gerufen, um auch das Leben und Wirken der deutschen Frau mit den neuen Ideen in Einklang zu bringen. Sie selbst sucht sich der neuen Geistesrichtung einzuordnen, sich den Zielen des nationalen Aufbaues dienstbar zu machen.

Es ist seit Jahrhunderten die Sendung deutscher Kunst gewesen, aufrüttelnd und in ewiger Wiederkehr auszusagen vom Werden des Volkes und von seinem Suchen nach irrationalen Werten.

Auch der Frau, die immer bewußter in den großen Strom der Entwicklung sich einbezogen sieht, ist in ihrem Kunstschaffen die Aufgabe geworden in diesem anbrechenden Jahrhundert der großen Auseinandersetzungen und entscheidenden Kämpfe mit allen Kräften bereit zu sein.

Das Frauenbildnis im neuen deutschen Schrifttum.

Von Dr. Agnes Herkommer.

Der berufene Künder einer jeden Zeit ist der Künstler. Am weitesten reicht des Dichters Stimme zum Volke. Ist die Zeit, die er widerspiegeln soll, klein, so gibt er dem Durchschnitt den Durchschnittmenschen wider, der an seiner eigenen Jämmerlichkeit genug zu tragen hat und niemandem erhebendes Vorbild ist. Erfüllt aber die Ahnung von kommender Größe des Dichters hingebendes Herz oder wird ihm gar die Erfüllung dieser Ahnung seliges Geschenk, so singt er, der neben dem König geht, vom Helden, der über sich hinauswächst und seine Größe seinem Volke dienend reicht. Solche Zeit ist jetzt gegeben, und darum kann ihr Widerhall in der deutschen Dichtung nur groß sein. Dabei ist es ganz selbstverständlich, daß der wahre Dichter nicht erst mit dem März 1933 die Kündekraft für alles Große gefunden hat; zumindest muß er die Sehnsucht nach dem Großen zuvor schon seinen Gestalten eingehaucht haben. Nur die zuvor sich sehnten sind nun berufen, des Dritten Reiches Erfüllung zu künden.

Unsere heroische Zeit darf nicht nur große Männer finden. Sie wäre zur Unfruchtbarkeit verurteilt, wenn sie nicht auch großen Frauen begegnete. Gerade der Nationalsozialismus verlangt von Mann und Frau das Äußerste — nur kleine Zeit verlangt wenig vom Menschen —, und so ist auch der Frau die Steigerung ihrer Kraft ins Heldische gegeben. Ihre Größe ist nicht rangverschieden von der des Mannes, sondern artverschieden.

Es muß von Reiz sein, dem unverfälschten deutschen Frauenbildnis im neuen deutschen Schrifttum zu begegnen.

Zunächst scheint die Darstellung einer Kindheit für das deutsche Frauenbildnis keinen entscheidenden Zug abgeben zu wollen. Wenn wir aber bedenken, daß alle Rückerinnerung von der Gegenwart aus geschieht, so ist der Zusammenhang zwischen Verwurzelung und Entfaltung bedeutsam. Wie besinnlich ist Ruth Schaumanns „Amei", wie wächst das Kind in die gepflegte Tradition seiner hegenden Umgebung hinein, wie treu steht es gemäß dem herben Pflichterfüllen der Großen zu seinen kleinen Aufgaben, wie rührt das Frommsein der Fluren das empfängliche Gemüt! — Anna Schieber schenkt uns in ihrem Buche „Doch immer behalten die Quellen das Wort" Erinnerungen aus „einem" ersten Jahrsiebent und so gehören sie jedermann und gehören

insbesondere jeder deutschen Frau. Was das Bürgerhaus in Eßlingen (oder irgendwo sonst) an Aufbaukraft zu schenken hat, das ist erstaunlich, und es ist nicht mehr zu verwundern, wie ein ihm entsprossenes Mädchen helläugig und feinhörig wird für ein Leben lang. Dies Mädchen, das das Domglockenspiel in seiner Jugend übte — ein Spiel, bei dem immer nur eins nach dem andern das herrliche Klingen des schwingenden Suppenschöpfers hören kann — wird die Frau, die zur neuen Volksgemeinschaft freudig „ja" sagt. — Verflechtung ins Ganze ist auch der Grundton in Elisabeth Langgässers Kindheitdarstellung „Proserpina". Aber hier ist der Grundton dunkel und schwer. Er weiß noch um die Einbeziehung des Dämonischen, wie alte Saga strömt es durch ihn. Sollten die Zergrübelungen einer Kindheit und ihre Ängste nicht wiederzufinden sein im Wesenszug der deutschen Frau?

Verwurzelung in der Familie, Einreihung in das Ganze, auch wenn es schwer ist, Besinnlichkeit und Treue — schon aus Mädchenbildnissen unserer Literatur treten uns diese Züge deutscher Fraulichkeit entgegen und prägen das Antlitz der Deutschen so wesensverschieden von dem der Romanin.

„Vanadis" von Isolde Kurz reicht über die Kindheit bis zur äußersten Entfaltung des Weibes, das Unglück um Unglück in die Tiefe seines Wesens nimmt, um den Gehalt seines Wesens und dessen Adel nie zu verlieren, auch nicht in den befremdendsten Schicksalen des glutdurchhauchten Südens. Gerade bei Isolde Kurz, die uns so oft in den Süden führt und dessen Vergangenheit und Gegenwart so lebendig beschwört, ist es von besonderer Eindringlichkeit, wenn sie uns von deutschem Wesen kündet und Frauentiefen voll Kriemhildenleidenschaft und nordischer Zerwühltheit aufsteigen läßt, deren innere Reinheit in ihrer Wesenstreue liegt.

Mitten in Krieg und Nachkrieg führt uns Ludwig Tügels Erzählung „Die Treue". Eine Frau, Luise Bretum, steht im Mittelpunkt des Geschehens. Fast möchten wir vor ihrem rätselhaften Antlitz zurückbeben und doch ist es uns so unendlich vertraut: es ist das Antlitz der vom Kriegsleid Gezeichneten. Überraschende Selbständigkeit eignet ihr. Und doch muß andrerseits ihr Vater sagen: „Ich halte die Treue, die meine Tochter ihrem gefallenen Verlobten wahrt, für eine schwer zu heilende Krankheit." Was der Vater „krank" nennt, ist Luises Feinhörigkeit für den geheimnisvollen Sender einstiger Bindung. Der Verlobte „ist tot, ist gefallen, ich weiß es . . . Aber seit einigen Tagen ist er unterwegs nach der Heimat . . . Ich weiß es, beweisen kann ich es Ihnen heute noch nicht. Doch er wird kommen . . ." Dabei ist sie durchaus keine Fie-

bernde oder Gemütskranke; vielmehr umschreibt sie ihre Seelenlage klar: „Ich habe Johannes unendlich geliebt und jahrelang gegen alle Gewißheit seines Todes gehofft . . . Mir tut die Vorstellung, daß mein Verlobter zu mir unterwegs und dennoch ein Toter ist, unerträglich weh. Ich liebe ihn nicht wie früher. Ich getraue mich nicht, mein Gefühl unbegrenzt ihm zufluten zu lassen. Denn er ist doch tot und wird es bleiben . . . Ich mag keine Unwirklichkeiten. Im Übersinnlichen bin ich nicht zu Hause." Nein, sie handelt nach den Gesetzen dieser Erde und verlobt sich mit dem Manne, der ihr nach langer Zeit Kunde vom gefallenen Verlobten überbracht hat. Obwohl sie „voll Dank gegen die Erde" ist, geht sie dennoch mit ihrem neuen Verlobten dem nach ihrem unbeirrbaren Glauben zurückkehrenden Gefallenen entgegen, buchstäblich, räumlich. Bis der Wahnsinn die Gesunde, Willenstarke, überfällt. „Ein Abbild der Treue. Einer größeren Treue, als ich erwartet hatte."

Lucie Stütz gestaltet in ihrer Novelle „Also kreiset er von Geschlecht zu Geschlecht" die stumme Treue eines nordischen Weibes zu einem Kriegskrüppel. Da aber die Not den Menschenrest Christoph Ulrich von Eib sprengen will, findet die Treue der Gregoria von Reckwitz zu ihm, schweigend, verstehend, mütterlich. — Für Hiobs Weib in Wiecherts „Spiel vom deutschen Bettelmann" (Hiobs Weib ist im Spiel Bild der deutschen Frau) ist es selbstverständlich, daß sie Hiobs, des Krüppels, Last mitträgt:

„Gib her dein Holz der Marter und Pein,
nun will ich dein Stab und Stütze sein."

Ebenso selbstverständlich und still ist die Treue der Mutter Fanna in Friedrich Grieses „Letztem Gesicht". „Hierzulande verbindet Mutter und Kinder zuweilen ein starkes Band" sagt die Verhaltene einmal. Genau so in Treuen verwurzelt ist sie der Scholle. „In dieser Stube bin ich jetzt nur noch allein da, einmal war hier sehr viel Leben. Da saß Fanna bei den Mahlzeiten, da saß mein ältester Sohn und hier saß Dietrich . . . Hier hätten noch lange immer wieder Fannas wohnen können. Sie sollen Reth einmal angefangen haben, zu Ende bringen sie es wohl nicht mehr."

Was ist die Großmutter in Wiecherts Novelle „Tobias" (veröffentlicht im Hochland) für ein starkes Weib voll Treue zum Recht! „Ein lächerlicher Name war Tobias, ein Name aus Holzschnitten oder vergilbten Kupferstichen, aber hinter diesem lächerlichen Namen hob sich jedesmal das Gesicht seiner Großmutter auf, die ihm diesen Namen

gegeben hatte. Und nichts Lächerliches war an diesem großen und strengen Gesicht." An des Enkels Händen klebt Blut, auch wenn seine Waffe gerecht zielte. „Er mußte seine Hände waschen ... ‚Ach, Großmutter', würde er sagen, ‚nichts geht in der Welt über dieses Wasser ... alles Böse nimmt es fort ...' Und seine Großmutter wird ihn ansehen, mit den grauen, grundlosen Augen, und ihm zunicken und weiter gehen, auf ihren Stock gestützt, aber kerzengerade wie ein junger Baum. Am Zaun aber ... wird sie vielleicht stehen bleiben und sich halb zurückwenden und sagen: ‚Wenn Pilatus das gewußt hätte, oder jene englische Königin, mit ihren Händen, dann hätten sie es leichter gehabt, nicht wahr?'" Er kommt heim, und die Großmutter sieht immer noch aus „wie ein Soldat aus einem fremden Lande". Sie fragt nichts. Aber sie weiß es. Wie die wahrhaft Mütterlichen immer wissen. „Sie leidet, und jedermann in der Mühle sieht es. Es ist so außerhalb aller Ordnung, daß ein Mensch wie die Großmutter leidet ... Das Maß aller Dinge, das sie gewesen ist, solange man denken kann, ist zerbrochen." „Er fühlt, daß die Großmutter mit ihm ringt, ja daß sie ihn zerbricht, ohne ein einziges Wort, ohne seine Hand anzurühren, aber daß sie ihn zerbricht." Und da läßt er sich zerbrechen und damit ist die zerbrochene Ordnung wieder hergestellt. „Und siehe, die alte Frau steht auf, ohne nach dem Stock zu greifen. Ein aufrechter, fester, in sich ruhender Mensch, eine Herrin wieder über Mensch und Tier und Feld, und geleitet ihn wieder auf sein Lager, behutsam, als ob sie ein weinendes Kind geleite, und hüllt ihn in seine Decke und legt die Hand auf seine Stirn und sagt leise, fast glücklich: „Sage es nun, mein Kind."

Zu schicksalhafter Größe gestaltet Wiechert die Mütterlichkeit und Geschlechterverantwortlichkeit in der „Magd des Jürgen Doskocil". Die Magd Martha wird Jürgens Frau. Im Gegensatz zur Zartheit dieser Verbindung steht das Begehren des Mormonenpriesters, dem Martha sich verweigert. Ihre Fehlgeburt schreibt sie dem Fluch des Priesters zu. Um der kommenden Leibesfrucht willen ermordet sie ihn, um dann die erschütternde Größe freiwilligen Büßens auf sich zu nehmen.

Freilich, manchmal sind auch Umwege zu machen, bis eine Frau zu wahrer Mütterlichkeit gelangt. In Hans Carossas „Arzt Gion" muß Cynthia, die Künstlerin, erst unter dem Schicksal der schlichten Heldin Emerenz stehen, bis sie die Größe der Mütterlichkeit in sich wach werden fühlt. — Franz Herwigs „Tim und Klara" nimmt alle Wirren der Nachkriegszeit auf (durch alle nennenswerten Bücher der Gegenwart geht ja der Schatten des Krieges, auch wenn er nicht eigens heraufbeschworen wird). Klara, die verwöhnte, genußsüchtige Frau, taumelt von

Begierde zu Begierde, aber auch von Enttäuschung zu Enttäuschung, bis sie wieder zu ihrem Gatten findet. Auf die Vorurteile ihrer Mutter hat sie nur die eine Antwort: „Hältst du es für Unsinn, wenn ich dem Kinde eine gesunde Heimat und seinen Vater gebe?"

Peter Dörflers „Apollonia" ist ein Urbild der Mütterlichkeit voll Stärke, Treue und Verzicht. Sie hat „eine schier unbändige Freude an aller Mannsarbeit" und ist doch voll fraulicher Zartheit, die mit der nötigen Herbheit überdeckt ist. Einem ganzen Geschlechte und einigen Fremden dazu ist dieses tapfere Mädchen Mutter. Ihr gilt immer nur: „Ich kann schon, ich muß können!" Am Schluß kann der Dichter von ihr sagen: „Im Tode streckte sie sich und lag im Kerzenschein groß und feierlich da wie ein Steinbild auf Grabmälern der Vorzeit, durch die noch gewaltige Geschlechter geschritten sind."

Scheinbar ist Mechows „Vorsommer" eine Idylle. Wer aber die geheimen Unterströme rauschen hört, weiß, daß dieses Buch neben aller Lieblichkeit die größten Spannungen einschließt. Sie sind eingebettet in die alltäglichen Bezüge und gerade darum gehen sie uns alle an. „Der Staub war ... da und forderte vom Menschen, daß er alle Tage das gleiche tue." Ursula ist Tuende und darum Überwindende. Sie muß ja viel stärker sein als die Mutter und sie muß auch viel mehr verstehen als die Mutter; sie muß wahrhaftig die Mutter noch mitverstehen, Gott aber muß sie von der Mutter sagen: „Sie weiß nicht, was ich möchte, sie irrt sich oft, warum irrt sie sich so? Und warum ist jeder so für sich?" Aus dieser Einsamkeit heraus betet ihre deutsche Seele: „Ich wünsche mir eins: Laß mich einmal das Ganze sehen! Du weißt schon, das eine, das alles, das Ganze! Es wird mich stark machen und froh. Aber — wie du willst." Ursula muß auch stärker sein als Thomas, wahrhaftig. Und wenn ihre schöne Mädchenseele unter der Traurigkeit und auch der Wildheit des Thomas bebt, so ist das allein ihre Sache. Und wenn einmal das Kissen naß ist, dann ist es von der schlecht schließenden Badekappe. Nur einmal ahnt Thomas etwas von ihren innersten Vorgängen. Er gesteht ihr, daß er ihrer Mutter von seiner Liebe zu Ursula schrieb. „Da öffnete Ursula die Augen, ganz groß und blickte ihn an, wie sie es noch niemals getan hatte ... Und er fürchtete sich vor ihr."

Auch die Konradiner fürchten sich vor Frau Glismuoda im „Reich des Kindes" von Getrud von le Fort. Es tut nichts, wenn wir um ein Jahrtausend zurückschreiten; wir, die wir wieder „Reich" sagen können, fühlen uns den Menschen des ersten Reiches seltsam nahe. Und das Frauenantlitz, das uns aus Zeitromanen entgegenleuchtete, muß wohl dieselben Grundzüge aufweisen wie das Antlitz unserer Vorfahre-

rinnen, wenn beider Prägung wahrhaft deutsch ist. Glismuoda hat das Erbe der Urmütter überkommen, als Seherin bangt sie um das Reich. „Zum Reich gehören heißt auch mit demselben leiden“, sagt sie zu Kaiser Karl dem Dicken. Die Konradiner wehren sich gegen Glismuodas Weissagung: „Das haben wir nicht nötig, daß uns eine Sächsin mit dem Kreuze Christi zurechtweist! Ihre Väter sind als letzte von unseren Völkern in das Reich eingedrungen ...“ Sie: „Wir Sachsen sind in der gleichen Nacht aufgebrochen, das Reich zu suchen, wie ihr und alle anderen, nämlich in der heiligen Christnacht; mit dieser, so sprechen unsere Seher, hat die große Wanderschaft der Völker begonnen!“ Herrlich, wie die Sächsin aufbricht („nicht mehr wie ein rauschender Baum, sondern wie ein grollendes Gewitter hinter dem Berge“), da man ihr den Bluttag von Werden entgegenhält! Dies aber ist Glismuodas letztes Künden: „Ich meine dieses: erst kommt die Schöpfung, das ist die Herrlichkeit Gottes; danach kommt die Empfängnis, das ist die Demut des Weibes; danach erst kommt die Tat, das ist die Gewalt des Mannes.“ Furcht überfällt die Konradiner auch vor der königlichen Uta. Sie sollen sie einladen, des Königs Kebsin zu werden. „Allein“ Udo „kam wieder aus dem Frauengemach und hatte das ‚Königsgeschenk‘ nicht überbracht. Alsdann ging hinein sein Bruder Gebhard und kam auch wieder heraus und hatte es Uta nicht überbracht. Alsdann fragten sie diesen und jenen aus dem Geschlecht, aber es fand sich, daß niemand Uta das Königsgeschenk überbringen konnte. Darüber wunderten sich die Liutpoldinger und sprachen: ‚Das ist doch sonderbar! Ihr habt einem Kaiser ohne Furcht die Krone abgenommen, und nun weichet ihr vor eines Mägdleins Kranz zurück!‘ Die Konradiner erwiderten: ‚Kaiser Karl hat es zugelassen, aber diese läßt es nicht zu. Wir wissen auch nicht, wie es geschieht, aber man kann nicht mit ihr reden, wie man mag.‘“ Und da sie die geweihte Königin ist und die Mutter ihres Volkes, da schlüpfen die Kinder, die auf den Straßen spielen, zum fröhlichen Versteck unter ihren Mantel; der König schläft bei Kebsinnen; das Volk zu Regensburg aber spricht: „Alle Kindlein des Landes dürfen ihr nahen, aber ihrem eigenen Leid darf niemand nahen. Im Grunde versteckt sie nicht unsere Kindlein, sondern dieses.“ Königin ist Frau Uta während der schlimmsten Verdächtigung, Königin, da ihr langersehntes Kindlein auf der Flucht vor den Hunnen stirbt, Königin, da sie den Mantel um des künftigen Königs Schultern schlägt.

Sie und die Uta im Naumburger Dom und die Frauengestalten, die deutsche Dichter aus der großen Gegenwart uns geben — sind sie nicht alle gleichen Wesens, sind sie nicht alle Königinnen?

Unser deutsches Volksmärchen.

Von Helene Braun.



Lore Birting.

Es war einmal — — — Welcher Zauber liegt in diesen drei Worten! Es war einmal — — — So fangen alle unsere wundervollen deutschen Märchen an mit ihrer Lebensfülle, mit ihrer unerschöpflichen, sprudelnden Phantasie. Woher dieser Zauber? Was sind denn eigentlich unsere Märchen, und woher kommen sie?

Unser deutsches Märchen ist uralt. Es entstand überall da, wo ein frommer, naiver Glaube die Seelen der Menschen durchdrang, der sie an eine Unsterblichkeit glauben ließ und sie daher mit allem Wunderbaren umgab. Unsere Märchen reichen bis in die graue Germanenzeit hinein. Was uns aber jetzt als eine von allen irdischen Gesetzen losgelöste Zauberwelt bedeutet, war für unsere Vorfahren eine ernste Wahrheit. Denn da sie an die übernatürlichen Gestalten wie Hexen, Zauberer, Zwerge, Riesen, Kobolde, Feen, Elfen und Nixen felsenfest glaubten, so führte ihre starke Phantasie sie ihnen auch überall in den Weg. Die Erlebnisse erzählten sie als volle und überzeugte Wahrheit ihren Kindern und Kindeskindern, die diese dann den nachfolgenden Generationen durch das Wort weiter vererbten.

Da das Märchen nichts von all den künstlich erlernten Hilfsmitteln oder von einer geistig menschlichen Entwicklungsstufe kennt, setzt es sich durch wunderbare Ereignisse und Begebenheiten einfach über alle Hindernisse hinweg. Es läßt die Tiere, die Bäume, überhaupt die ganze Natur so handeln wie die Menschen. Es verleiht ihnen Sprache, Seele und Vernunft, läßt eine Stopfnadel reden und wandern, läßt Blumen und Sträucher sich vor dem Königskinde neigen, macht den Strohhalm zu einer Brücke und den Grund eines Sees zum Nixenschloß.

So wunderbar nun auch unsere Märchen sein mögen, so werden sie doch stets durch die schlichte Einfachheit eines kindlichen Sinnes beseelt sein. Immer führt sie ein feiner, natürlicher Takt, der sie gesund und sittlich rein empfinden läßt, so daß sie durch diese ihre Natürlichkeit jeden in ihren Bann zwingen.

Denn, ohne daß ein bestimmter Zweck die Märchen leitet, und sie ja nur um ihrer selbst willen da sein sollen, sehen wir doch überall bei ihnen den

uns befriedigenden Ausgleich im menschlichen Leben. Wenn wir z. B. im Märchen noch soeben voller Furcht und Grauen über die Handlungen eines bösen Zauberers oder einer schrecklichen Hexe sind und mit Recht für unsere armen Helden im Märchen bangen, so zeigt es uns doch schließlich die wunderbare Erlösung der Bedrängten und die gerechte Strafe der Bösen.

Unsere Märchen zeigen uns aber nicht nur diesen gerechten Ausgleich, sondern wir sehen auf Schritt und Tritt, wie sich die guten, ja, die edelsten Eigenschaften vor uns entfalten. Die Tiere im Märchen sind dankbar und hilfreich, wenn man sie barmherzig und verstehend behandelt. Der Adler, dem die junge Brut geschont wurde, kommt rechtzeitig als Rächer zu dem armen Verfolgten, oder er trägt ihn schützend über die grausigen Schluchten. Die kleinen Enten tragen die Kinder, die ihnen vorher Brosamen hinwarfen, über das tiefe Wasser; ja, selbst die kleine unscheinbare Ameise vergißt nicht, daß man sie auf dem Fußwege schonte und einen Bogen um sie machte. Sie schlüpft behende durchs Schlüsselloch und bringt aus Dankbarkeit dem im Gefängnis Schmachtenden die Kunde seiner baldigen Befreiung.

Die Helden im Märchen, die vor keiner Gefahr zurückschrecken, die ohne Furcht und Tadel mit unermüdlicher Tapferkeit in einen Kampf ziehen, um ein hohes Ziel zu erreichen, kehren als glückliche Sieger heim, während die, die mit Lug und Trug die Menschen verderben wollten, am Ende selber vernichtet werden. Auch alle weibliche Eitelkeit und Untugend wird bestraft, dagegen aber tragen, wenn auch oft nach vieler Mühsal, die Demut und alle anderen guten Eigenschaften eines weiblichen Herzens den Sieg davon.

Sehr bezeichnend für den frommen Sinn unserer Vorfahren ist die heilige Drei, die sich überall durch unsere Märchen zieht. — Drei Brüder zogen aus — Drei Töchter hatte der Vater im Aschenputtel — Drei Spinnerinnen spinnen — Drei Aufgaben müssen erfüllt werden, um jemand zu erlösen. Alles deutet auf den altgermanischen Glauben der heiligen Gottdreiheit hin.

Das Märchen hat also nichts mit der bewußt belehrenden Fabel oder der historischen Sage zu tun. Es ist eben etwas Wunderbares für sich, ist losgelöst von allem anderen und mutet uns an wie die Morgenfrische der Poesie.

Da das Märchen auf der geistigen Stufe der Kindheit steht, ist es auch am allerehesten dazu geeignet, die Herzen unserer Kinder zu gewinnen. Denn alles, was im Märchen vorkommt, entspricht ja so ganz ihrem kindlichen Sinne und ihrer naiven Anschauungsweise.

Das sehen wir oft am deutlichsten bei ihren Spielen, in denen die Phantasie Flügel bekommt.

Da werden Spiele gespielt, die mit Stühlen, Tischen und — wenn's hoch kommt — mit bewilligten alten Decken ausgeführt werden. Da entstehen dann Burgen, Zauber- und Bärenhöhlen, bei denen ein schauerliches Gebrüll und Gebrumm wirklich unheimlich werden kann. Ein Freudengeschrei ertönt aber, wenn unversehens ein Erwachsener als Gefangener in das Schloß geschleppt wird, das freilich nichts anderes ist als ein Tisch mit einem umgekehrten Stuhl als Schloßturm.

Grausam und die Phantasie zerstörend würde es sein, wenn da der Erwachsene nicht mitspielen würde, wenn er die Kinder auslachen und ihnen sagen wollte, daß das ja nur Tische und Stühle seien und kein Schloß! Nein, er muß weinen und jammern und um seine Freiheit bitten; er muß versprechen, gut und dankbar zu sein, wenn er zum Schlusse wirklich wieder frei gelassen wird.

Was ist schon alles aus einem solchem Spieleckchen hervorgegangen! Denn spielende Kinder sind erwachende Künstler. Das Spiel ist gewissermaßen die unbewußt im Innern schlummernde Erinnerung an die Ausübung einer Tätigkeit auf einer bestimmten Entwicklungsstufe der Menschheit.

Bei den entzückenden Bildern von Ludwig Richter finden wir fast immer die liebliche Kinderwelt draußen zwischen Blumen, Sträuchern und Tieren. Warum liebt und versteht jedes Kind diese Bilder, warum spricht es mit den dargestellten Gestalten, als wären sie lebendig, warum ergötzt es sich mit ihnen und wertet sie als seine Lieblinge? Weil diese Darstellung der getreue Widerschein des eigenen Gemütes ist, weil das Kind, unverkünstelt wie es ist, sich an ihr rein erfreut.

Ebenso aber spiegelt sich auch im Kinde ganz deutlich die Entrüstung bei Unrecht und Gewalt wider. Es atmet befreiend auf, wenn es hört oder sieht, daß das Gute belohnt und das Böse bestraft wird.

Darum ist vor allen Dingen das Märchen dazu geeignet, den Kindern ohne alle aufdringliche Lehrhaftigkeit eine Welt zu erschließen, die, wie Goethe sagt, unschätzbar ist.

Wie sie lauschen, die kleinen Hörer, und wie ihre Augen leuchten, wenn eine Mutter, umgeben von ihrer kleinen Schar, Märchen erzählt, in der sie in kindlicher Sprache die aufhorchenden Kinder in eine Zauberwelt hineinträgt, die unerschöpflich ist! Da sitzt alles mäuschenstill um die Mutter herum, die wilden Jungen auf der Tischplatte mit hinunterhängenden Beinen oder auf den unten ausgebreiteten Decken lang hingestreckt — die kleinen Mädels aber herumsitzend mit gefalteten Händen,

den Atem anhaltend und unverwandt den Blick auf den Mund der Mutter gerichtet.

O, wie herrlich, wie unvergeßlich bleiben einem Kinde solche Paradiesesstunden, in denen der kleine Geist fliegen lernt, in denen die Phantasie Schwingen bekommt, die sich dann nicht mehr eindämmen lassen!

Genau so, wie das kindliche Spiel oft den Grundstein zu späteren Erfindungen gegeben hat, ebenso auch werden die Phantasiegebilde unserer Märchen, die uns mit unsichtbaren Flügeln durch die ganze Welt tragen, die Quellen für unsere Künstler bleiben.

Unsere Märchen füllen aber nicht nur die Seelen unserer Kinder mit Phantasie, sondern, ohne daß sie es wissen, sind sie bedeutende Erzieher. Denn das Kind nimmt mit seiner naiven Natürlichkeit und seiner unverfälschten Urteilskraft alles in sich auf und bezieht es auf sich und seine Umgebung.

Manch kleines Mädel ist schon nach einem Märchen schluchzend ins Bettchen gekrochen und hat dann seiner Mutter versprochen, es wolle nun aber bestimmt fleißig sein und keine Pech-Marie werden; die wilden Jungen aber gaben sich Mühe, etwas weniger grob und ungebührlich zu ihren Schwestern zu sein, wenn sie hörten, daß gerade diese Rücksicht sie besonders zu Helden mache.

Wir sehen daraus ganz deutlich, welchen Einfluß wir auf unsere Kinder haben können, wenn wir ihnen nur nachzugehen suchen.

Wir alle müssen daher diese hohe Erziehungsaufgabe, die uns im Märchen gegeben ist, erkennen, und dürfen uns ihr nicht entziehen.

Diesen großen Wert hat auch in weitem Maße jetzt unser Volk erkannt. Es sieht in ihm die Genesung unserer Kinderseelen und damit die Bewahrung all der goldenen Kindergemüter, die wir besitzen.

Freilich ist es durch mancherlei Ereignisse nicht jeder Frau und Mutter gegeben, Märchen zu erzählen. Darum hören wir auch im Radio, in den verschiedenen Gauen, ja selbst in einzelnen Ortsgruppen unsere Märchen. Diese Einrichtungen sollen den Müttern, die ja eigentlich die berufenen Hüterinnen ihrer Kinder sind, die Erziehungsarbeit tragen helfen.

Es ist natürlich für den Erzähler eine Notwendigkeit, daß er seine Aufgabe mit voller Hingabe und Verantwortung auffaßt und versucht, sich g a n z in die Seelen der einzelnen Zuhörer zu versetzen. Denn würde er z. B. im Rundfunk diese volle Verbindung seiner u n s i c h t b a r e n Zuhörer außer acht lassen und nicht im G e i s t e immer die spannend auf sich gerichteten Augen sehen, so wäre seine Arbeit nicht das, was wir für unsere Kinder wünschen.

Diesen großen und erzieherischen Einfluß übt das Märchen aber nicht nur auf die Kinder aus, sondern in sehr hohem Maße auch auf den Erwachsenen. Wird doch oft der Erzähler selber so mitgerissen, daß er den grauen Alltag mit seinen Mühen und Plagen, seinen Sorgen und Nöten ganz vergißt und in eine höhere Welt getragen wird, von der aus er auch später seine Aufgaben anders bewertet als früher, weil sein Sinn und sein Denken kindlicher und vertrauender geworden ist.

Darum glücklich, wer noch kindlich fühlen, kindlich lachen und bangen kann, bei dem die Phantasie noch ein Plätzchen für den Feierabend hat. Unsere deutschen Märchen sind es wert, daß wir sie als Kulturgut, das wir von unseren Vorfahren geerbt haben, hoch und heilig halten, weil sie eine sittliche Kraft in sich tragen, die ewig bleibt.

Unser Märchen macht unsere Seele gut, macht unser Gemüt ruhig und frei von allem Druck, führt uns mit seinem Zauber zurück in das Land unserer Kindheit, setzt uns in der Erinnerung auf den Schemel zu unserer Mutter Füßen, der Mutter, die vielleicht schon längst den langen Schlaf schläft. Diese Erinnerung ruft uns all das Selige unserer Kindheit, unserer Sorglosigkeit und Freude zurück und läßt uns dann um so besser unsere Kinder verstehen. Gar mancher, der früher sein Feierstündchen ganz anders verwandte, macht es jetzt zu einer wirklichen Feier für sich und sein Haus, indem er selber seine Kindheitsmärchen erzählt. Eine Stunde, mit der dann von ganz allein Frohsinn und Verbundenheit wieder einkehrt.

Das deutsche Märchen wurde immer nur dann zurückgedrängt, wenn ein böser Wahn die Menschen führte, der dann versuchen sollte, alles, was mit unserem frommen Glauben und unserem alten Volksgut zusammenhing, gewaltsam auszurotten.

Aber solange es noch eine deutsche Zunge gibt, solange noch ein deutsches Herze schlägt, wird unser deutsches Märchen auch leben.



Lore Birting.

Die deutsche Hausmusik.

Von Hans Hickmann.

Von der edlen Musik.

Der hat hingeben — das ewig Leben, der nicht die Musik liebt — und sich beständig übt in diesem Spiel.
Wer schon auf Erden — will selig werden, der kann erreichen hie — durch Musik ohne Müh sein hohes Ziel.

Valentin Rathgeber 1733.

Die Feierabendgestaltung, eines der wichtigsten Probleme vergangener Zeiten und besonders unserer Tage, hat die entscheidende Aufgabe, in das Musikleben einzugreifen, um durch Anregung, Beispiel und Nachahmung die lebendigen Beziehungen des Einzelnen zum Problem der Kunst zu pflegen und zum Teil verschüttete Quellen wieder aufzugraben. Denn die Kluft zwischen dem Verlangen des Einzelnen nach Erbauung und Erfrischung durch den unmittelbaren Kunstgenuß, besonders den der Musik bzw. der Erscheinungsform, die ein von oben kommender, im wesentlichen nicht volkstümlicher, sondern ästhetisch-konstruktiver Kunstgeschmack in der notwendigen Zeitenabfolge der letzten Jahre aus eben dieser Musik gemacht hat, diese Kluft galt es zu überbrücken. Sollen nun die Massen des Volkes zur Musik kommen oder — die Kunst dem Volke! — soll sich die Musik dem Volksempfinden nähern? Bei gutem Willen auf beiden Seiten wird eine Einigung sehr bald erfolgen und wenn beide Teile nachgeben, so wird man in ein paar Jahren darüber lächeln, daß heute noch die Köpfe über dem Streit um diese Frage rauchen. Die Zeit hat schon größere Probleme gelöst und an Kräften fehlt es nicht, die schöpferisch und vermittelnd helfen wollen.

Die geistige Höhenlage, die eine Beschäftigung mit solchen Dingen erschließt, wird immer vom Einzelnen zu erkämpfen sein, zumal wenn er nicht beruflich in den Dingen wie z. B. der Musik zu Hause ist. Denn manchem wird noch das rechte Musikverständnis abgehen, wenn auch die Schulen und andere öffentliche Einrichtungen ihr möglichstes tun, um zu helfen. Hier hat die Arbeit jedes Einzelnen einzusetzen, eine Arbeit freilich, die Vergnügen und Erholung sein soll, um ihren Zweck zu erfüllen. Denn erst die eigene Beschäftigung mit der Musik, verbunden mit einem aufgeschlossenen Geist, nun auch wirklich hören zu wollen, und endlich der Möglichkeit, auch hören zu können, wird uns dieses Musikverständnis schenken. Darum ans Werk, deutsche Familien!

Jawohl, besonders der deutschen Familie ist diese Aufgabe zugewiesen worden. Sie hat mit in erster Linie dafür zu sorgen, daß die Kluft, von der wir sprachen, überbrückt wird, sie hat dem Einzelnen das erste musikalische Erlebnis zu vermitteln und ihn auch fernerhin an den kleinen Dingen der Kunst zu schulen, daß sein Ohr geübt und aufnahmebereit für die künstlerischen Großtaten der Öffentlichkeit werde. Sie endlich hat dafür Sorge zu tragen, daß der Frohsinn wieder lernt, das Haupt zu heben, sie hat die freien, unendlich köstlichen Stunden voll des Genusses, der Freude und rechten Humors besonders dem heranwachsenden Geschlecht zu übermitteln, um ihm den Wert einer Kultur, besonders edler Musikkultur gegenüber dem Gassenhauer durch die Tat zu veranschaulichen. Die Familie ist dazu deswegen berufen, weil sie — ist es wirklich eine rechte, glückliche Familiengemeinschaft — die Keimzelle der großen Volksgemeinschaft ist. Sie nimmt dadurch die Verpflichtung auf sich, in lebendiger Beziehung zum gesamten Volksleben zu stehen, um den Anforderungen unserer Zeit zu entsprechen. Und dazu gehört eben wieder die Anteilnahme an den Künsten oder für unseren Fall: die Pflege der Musik im Hause.

Wir sehen also, wie es eine ebenso ehrenvolle als verpflichtende und trotzdem freudespendende Aufgabe der Familiengemeinschaft ist, die Trägerin, Vermittlerin und Hüterin nationaler Kulturwerte, ja geradezu des künstlerischen Gestaltungswillens einer Zeit zu sein. Wenn wir von den großen Aufgaben gerade unserer Zeit einmal absehen, so erwuchs der Familie, der Häuslichkeit diese Aufgabe auch schon früher. In Wirklichkeit hat sie tatsächlich dafür gesorgt, daß wir — wie der Augenschein lehrt — mit ihr in diesem Punkte rechnen können. Gerade die deutsche Familie hat in glücklichen Zeiten immer die Hausmusik gepflegt, wenn auch mehr spielerisch und ohne den freudigen Ernst, der heute der notwendige Unterton ist, aber doch so, daß sie sogar anregend auf die Schaffenden wirken konnte. Und hätte die Volksmusik nicht eben zu allen Zeiten in der Familie eine Zuflucht gefunden, so hätten wir niemals aufbauen können, wenn es die Zeit einmal erforderte. So mögen sich denn die „anderen" Familien, die das bisher versäumten und ihre Musik fertig in Form der „Konservenmusik" mit Rundfunk und Schallplatten bestritten, ein Beispiel daran nehmen, in gleichem Sinne wirken und den Ruf der deutschen Familie auch nach außen hin wieder stützen helfen.

Es ist eine alte Erfahrungstatsache, daß man über Dinge, die man zu den Alltäglichkeiten rechnet, die einem ganz besonders geläufig sind, wenig Worte verliert. Es mag sein, daß man deshalb hier so wenig von

der deutschen Hausmusik sprechen hört. Anders wird es jenseits der Grenzen. Der Ausländer weiß es nicht genug zu rühmen, wie sehr ihn die Innigkeit deutschen Familienlebens berührt. Für ihn — und das ist ein interessanter Ausspruch eines unbefangenen Beobachters — ist die Hausmusik kennzeichnend für diesen häuslichen Zusammenhalt und symbolisiert direkt die deutsche Familie schlechthin. Und es könnte wirklich kaum ein schöneres Symbol gefunden werden. Jedenfalls ist man erstaunt, draußen von vielen Junggesellen, die Aufnahme in deutschen Familien genossen haben, immer wieder zu hören, wie unvergeßlich solche Stunden häuslichen Musizierens für sie waren, und wie dankbar sie dieses Gesundbrunnens, des Freude und Ausgeglichenheit spendenden Idylles gedenken. Wieviel mehr müssen wir heute daran denken, diesen Ruf im eigensten Interesse und im Sinne einer Werbearbeit für das Deutschtum zu festigen und es den auslandsdeutschen Familien gleichzutun, die oft mit den primitivsten Mitteln deutschen Sang und Klang in die Welt hinaustragen und ihren schönsten Lohn in sich selbst finden: in Glück und Eintracht, im „Zusammenspiel". Das ist das schönste Lob, das einer Familiengemeinschaft gespendet werden kann: sie ist „eingespielt". Denken wir nur einmal nach — ohne philosophisch zu werden — über dieses „Zusammen-Spiel", dann werden wir wissen, wie wir das Leben im kleinen leben, im großen anpacken und meistern.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß besonders die germanischen Völker die Hausmusik bevorzugen, während romanische Völker sie ganz oder fast ganz vernachlässigen. So sind es u. a. gerade die Engländer, die bekannt dafür sind. Vor allen Dingen pflegt man bei ihnen das Singen ziemlich komplizierter und musikalisch anspruchsvoller mehrstimmiger Sätze, der „catches" und „glees", die die Familie nach dem Essen als „Nachtisch" singt. Und wer erinnert sich nicht jener Malereien aus vergangenen Zeiten, die — wieder besonders bei nordischen Völkern — von der Hausmusik der Ahnen erzählen? Ein Rundgang durch die Galerien sagt da genug. Man braucht nicht einmal an die „Genrebilder" zu denken oder an Darstellungen, die geradezu eine häusliche Musikszene darstellen. Auch eine große Anzahl reiner Porträts — etwa vornehmer oder bürgerlicher Damen — stellt die betr. Modelle dar als Ausübende eines Instrumentes. Dabei spielt natürlich die Mode wieder eine große Rolle. Als die Damenwelt zu einer bestimmten Zeit des vorigen Jahrhunderts ganz besonders empfindsam war, zog man zarte Instrumente mit ätherischem Klang vor: so waren hintereinander kuriose Instrumente wie die Orphika, die Sister, die Glasharmonika, die Harfe

oder Gitarre beliebt, Instrumente, die wir heute z. T. nur nach eben diesen Bildern und nach den erhaltenen Museumsstücken kennen. Aber auch noch früher war das häusliche Singen und Spielen bei uns schon sehr beliebt. Überall traf man im Hause auf eine Mannigfaltigkeit von Instrumenten, vor der wir heute beschämt stehen — Klaviere jeder Art, kleine Orgeln oder Harmonien, Streich- und Blasinstrumente — und die Familienchroniken erzählen von Familienmitgliedern, die es in der Behandlung dieser Instrumente zu besonderen Fähigkeiten brachten, aber auch gediegenen Musikunterricht nahmen (sogar in der Tonsetzkunst) und es den Fachleuten gleichtaten! Ja, zu bestimmten Zeiten galt überhaupt nur der vornehme Laienmusiker, der Dilettant der Gesellschaft, als wahrer Künstler und der eigentliche Musiker im Gegensatz zum Musikliebhaber als minderwertiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft. (Noch heute gibt es übrigens auf der Welt Völker, wo, ähnlich wie bei den Germanen, die Ausübung der kultischen, höheren Musik in Händen der Fürsten und Prinzen liegt, z. B. in Java.) Man denke nur an den hohen Rang Volkers! Die germanische Vorzeit hatte ihren vornehmen Sänger ebenso wie das Mittelalter seinen Minnesänger und immer war es der mehr oder weniger erweiterte Familienkreis, der das Publikum abgab. Vor dem Hintergrunde der Häuslichkeit spielte sich ferner ein großer Teil der Musikpraxis des späteren Mittelalters ab: das adlige ebenso wie das bürgerliche Heim hallte wider vom fröhlichen Klang, und erst das Virtuosentum des vorigen Jahrhunderts verlegte das Schwergewicht des musikalischen Lebens außerhalb des Hauses.

Wenn wir nun der Musik wieder das Haus, die Familie erschließen wollen, mag es nicht unnütz sein, einmal zu überlegen, wie so ein häusliches Konzert aussehen soll. Was und bei welchen Gelegenheiten soll musiziert werden? Die zweite Frage ist entschieden die leichter zu beantwortende: bei allen den Gelegenheiten festlicher Eintracht und feierabendlicher Ruhe, wo wir sonst — Radio und Grammophon anzustellen pflegen. Nicht allein größere Familienfeste lassen sich durch die eigene Hauskapelle verschönern, sondern auch der Feierabend oder der Sonntag. Am schönsten ist es, wenn die „Programmgestaltung" von einem oder mehreren Familienmitgliedern oder wechselnd übernommen wird und die anderen mit einem heiteren oder ernsten Programm überrascht werden. Über die Reichhaltigkeit oder die Güte läßt sich natürlich streiten. So erstrebenswert die hohe, künstlerische Qualität ist, wird sie doch immer von den vorhandenen Mitteln abhängen. Das ist aber auch letzten Endes gleich. Denn erst einmal entscheidet der Wille, der dahinter steht. Ist er vorhanden, dann ist alles gut und das übrige findet sich schon.

Kritikaster dürfen nicht zuhören oder — mitmachen. Das ist überhaupt das wichtigste: selber mitmachen. „Ich bin unmusikalisch", sagt da schon einer. Also diesen Einwand kennen wir nicht. Für uns gibt es keinen Unmusikalischen in der Familie, das ist Voraussetzung. So hörte mein Bruder zwar begeistert und leidenschaftlich zu (besonders bei Militärkonzerten war er immer in der Nähe der großen Tuba oder des Schlagzeugs — des „Hühnerhofes" oder der „Schießzeugbude" in der Musikersprache — zu finden). Aber ansonsten sagte er von sich selbst aus, er vermöge außer virtuosen Leistungen beim Grammophon- oder Radiospielen nur Flaschen und Gläser zu „spülen". Das Gegenteil war der Fall. Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, auch ihn auf jeden Fall zu beschäftigen. So mußte denn Werner — wenn auch zunächst mit bösartigem Gesicht — Noten umblättern oder mit einem Finger die Pauke auf dem Klavier angeben. Bald packte ihn dann der Ehrgeiz und er begann seine Virtuosenlaufbahn an Hand einiger Topfdeckel und eines alten Margarinekartons, aus denen sich dann allmählich ein ganz beträchtliches Schlagwerk entwickelte. Bei der leichten Muse war er bald sehr gut angeschrieben und es verging nicht mehr viel Zeit, da lernte er bereits die Noten lesen und konnte nun mit einem Freund vierhändig spielen. So werden aus unmusikalischen Kindern musikalische Leute. Und so ist es immer, glauben Sie mir, verehrte Leserinnen, diejenigen, welche am lautesten schimpfen, werden bald wenn auch nicht die lautesten so doch die eindringlichsten Spieler — sie können's dann gar nicht erwarten, wieder mal „dranzukommen" mit den zwei Stücken, die sie dann können.

Was spielen wir heute, die erste Frage, die es zu beantworten gilt, nachdem die zweite, die Frage nach den Gelegenheiten, geklärt ist. Schon wieder melden sich die Kleingläubigen: „Soviel leichte und doch anständige Musik gibt's ja gar nicht, die wir hier in unserem Neste spielen könnten." Geduld, meine Lieben! Seien Sie immerhin versichert, schickte ich Ihnen alle die kleinen und großen Musikstücke hin und Sie spielten sie alle gewissenhaft durch, Sie würden mit Ihren Enkeln immer noch damit zu tun haben. Also suchen oder jemanden fragen, der es weiß!

Vor allen Dingen vergessen Sie nicht das Volkslied! Es bildet den wichtigsten Bestandteil des Hausmusikprogrammes und ist nahezu unerschöpflich. Ihm stellen wir zur Seite das klassische oder gefällige Vortragsstück. Besser ist es natürlich, es original zu spielen, so wie der Komponist es uns schenkte. Geht das aber nicht oder sind noch unbeschäftigte Mitwirkende da, so wird es eben bearbeitet gespielt, wenn das auch nicht dem Ideal entspricht. Jeder vernünftige Komponist wird schmunzeln,

wenn er weiß, hier ist echte Begeisterung für sein Werk vorhanden und er wird über Bearbeitungs- und Aufführungsmängel hinwegsehen — oder besser gesagt hinweghören. Woher das Material nehmen? Jeder Musiker und jeder Musikalienhändler wird Ihnen gern Auskunft geben über die täglich neuerscheinende, unerschöpfliche Fülle auch für Sie geeigneter, alter und neuer Laienmusik. Soviel Stilgefühl muß dabei natürlich vorausgesetzt werden, daß wir nun nicht gerade Beethovens Sonaten auf der Zither spielen. Es muß alles hübsch zueinander passen.

Noch etwas müssen Sie wissen: lassen Sie sich nicht den Kopf verdrehen mit dem Streit der Fachleute: „Ist die alte oder die neue oder die ganz neue Musik die einzig wahre?" Darf ich Ihnen einen guten Rat geben? Besorgen Sie sich von allem das Beste und Geeignetste, musizieren Sie Ihren Freunden verschieden geartete Programme vor und das, was den meisten, Ihnen vor allem, am besten gefällt, dabei bleiben Sie. Wir können nur immer wiederholen: auf die Gesinnung kommt's an! Und darauf, daß es Ihnen Freude macht. Wir wollen heute nicht mehr einseitig sein. Es gibt nur noch eine Frage, die, ob wir der Sache dienen. Deshalb frisch drauflos musiziert! Wer viel fragt, bekommt viel Antwort. Wer aber vieles weiß und kennt, d. h. ausprobiert hat, braucht nicht mehr zu fragen. Und sowohl in der alten wie in der neuen Musik gibt es so viele Schönheiten zu entdecken, die sich gegenseitig gar nicht so befehden wie ihre „Anhänger", daß sich der ganze Streit nicht lohnt. Nur eines müssen Sie versprechen: „Das Gebet einer Junfrau", die „Klosterglocken" und die Paraphrase (gräßliches Wort) Ave Maria über ein Präludium von Joh. Seb. Bach von Gounod, diese drei Stücke nebst Anverwandten, die lassen Sie bitte nicht nur aus Ihrem Programm heraus, sondern vernichten Sie sie so schnell als möglich. Solche Stücke wollen wir nicht mehr hören. Sie passen nicht in unsere Zeit — „schön" waren sie eigentlich nie — und sind für die deutsche Hausmusik nicht zu gebrauchen.

Es gibt auch Puritaner, die spielen nur ganz tragische Sachen. Das ist Unsinn! Die heitere Musik hat heute mehr denn je Daseinsberechtigung und ein Familienleben besteht nicht nur aus Trauerfällen. Eine Hauskapelle, die einen Walzer von Brahms gut spielt, ist uns lieber als eine, die mit falschem Pathos das Largo von Händel fehlerhaft vorträgt.

Aber letztlich muß immer wieder von Fall zu Fall entschieden werden, wo die Arbeit einsetzen soll. Deshalb können die vorliegenden Ausführungen nur ganz im allgemeinen anregen, so gerne wir auch in die Breite bauen würden und statt der vielen Theorie der lebendigen Musik-

praxis auch mit Beispielen oder praktischen Vorschlägen helfen würden. Aus diesem Grunde ist es auch unmöglich, über die Wahl von Instrumenten und dgl. viele Worte zu verlieren, da hierzu viele Voraussetzungen erfüllt und gekannt werden müssen, die im einzelnen immer wieder anders aussehen dürften. Dazu bedarf es eben einer ganz persönlichen Auseinandersetzung mit dem Problem. Aber es dürfte wohl kaum einen Fachmann geben, der hier nicht bereitwilligst helfen würde.

So, wer nun noch keine Lust bekommen hat, dem ist nicht zu helfen. Daß es aber gehen wird, wenn nur der gute Wille da ist, ist unzweifelhaft. Der gute Wille aber muß und wird da sein, aus Liebe zur Musik, aus Liebe zur Familie und zur Volksgemeinschaft und aus dem Bewußtsein der Pflicht heraus, auch in diesem Sinne mit aufbauen zu helfen, und anderen und sich eine Freude zu bereiten. „Darumb, wenn ihr traurig seid und will überhand nehmen, so sprecht: Auf! Ich muß unserem Herren Christo ein Lied schlagen auf dem Regal ...; denn die Schrift lehret mich, er höret gern fröhlichen Gesang und Saitenspiel, und greift frisch in die Claves und singet drein, bis die Gedanken vergehen."



Da droben auf jenem Berge

Zeichnung von Sulamith Wülfing
Wuppertal-Elberfeld

Da droben auf jenem Berge.

Aus dem Wunderhorn.

Da droben auf jenem Berge
da stehet ein goldenes Haus,
da schauen wohl alle Frühmorgen
drei schöne Jungfrauen heraus.
Die eine, die heißet Elisabeth,
die andre Bernharda mein,
die dritte, die will ich nicht nennen,
die sollt mein eigen sein.

Dort unten, in jenem Tale
da treibet das Wasser ein Rad,
es mahlet nichts als lauter Liebe
vom Morgen bis Abend spat.
Das Mühlrad, das ist nun zerbrochen,
die Liebe, sie hat nun ein End
Und wo sich zwei Herzlieb tun scheiden
da reichen's einander die Händ'.

Ach Scheiden, ach Scheiden, ach Scheiden!
Wer hat nur das Scheiden erdacht?
Der hat mein jungfrisches Herze
vom Lieben zum Scheiden gebracht.
Mein Liedlein hat hier ein Ende,
es hat's wohl ein Müller erdacht,
den hatte des Ritters Töchterlein
vom Lieben zum Scheiden gebracht.

Der Tierschnitzer.

Von Margarete Weinhandl.

Ein Mann und eine Frau standen vor dem Schaufenster eines Andenkenladens. Sie waren auf der Reise ins Gebirge. Ihre Lodenmäntel glänzten glatt und neu und hatten kaum noch einen Wettersturm erlebt. Ihre Bergschuhe aus braunem Leder zeigten noch keinen Ritzer. Die beiden schienen genügend Zeit zu haben. Lächelnd betrachteten sie die mancherlei Dinge im Schaufenster, die gebrannten, bemalten, geschnitzten Eibecher, Uhrständer, Schlüsselbretter, Büchsen, Reifen, Dosen, Wetterhäuschen, Korkenzieher. Alle fast trugen die Inschrift „Gruß aus den Bergen" und bei den Girlanden aus Alpenrosen, Enzian und Edelweiß war an Blau, Rot und Weiß nicht gespart. Auf einer winzigen Staffelei prangte das ebenso winzige Gemälde einer romantischen Hochgebirgslandschaft. Das wurde dem Mann zuviel. Er wandte sich ab und nach der Tiefe der Straße, durch die das wirkliche Gebirge in einiger Entfernung, freilich ohne Effekt, in blaugrauer Wolkenkühle hereinschien. Allein seine Frau hielt ihn fest und rief plötzlich mit Lebhaftigkeit: „Sieh, Hans, diesen Hund! Diesen Hund!"

„Wahrhaftig, der ist nicht übel."

„Schön ist er, Hans! Sieh nur, wie er blickt, wie er den Kopf hebt!"

„Und eigenartig geschnitzt, beinahe geschnitten, möchte man sagen."

„Ist es nicht so, als läge er seinem Herrn zu Füßen und schaute zu ihm auf mit jener Spannung, jener verzehrenden Frage, die Liebe, Treue —"

„Dichte nicht, Gertrud, komm mit hinein, du sollst deinen Hund haben."

„Nein, nicht ich, wir wollen ihn Heinrich mitbringen von der Reise. Der liebt die Tiere am meisten."

Sie traten in den Laden und kauften den Hund. Er wurde in Seidenpapier gewickelt und in einer Pappschachtel verpackt, damit die schönen gestreckten Pfoten und der wie wedelnd erhobene Schwanz keinen Schaden nähmen. Frau Gertrud selber trug das Päckchen.

Dann standen sie auf der Brücke über dem reißenden Alpenfluß. Hier konnte man die ganze Gebirgskette sehen. Das Gewölk hob sich, Schneeflecken glänzten in halber Sonne auf. Aber die Schluchten blieben verhüllt.

„Also von diesen Bergen her kommt das viele graue Wasser?"

„Ja, und bald werden wir an seinen Quellen stehen."

„Wie das fließt und fließt. Viel schneller als unsere Bäche und Flüsse daheim. — Sieh mal, dort schwimmt etwas! Ein Mensch? Ein Holzklotz?"

„Nein, ein Hund!"

Ein dunkler Zottelkopf, ein Stück Holz im Maul, strebte in wackeren Stößen dem Ufer zu. Dort stand ein Mann und rief und befeuerte den Hund, wenn ihn die Strömung etwas abtrieb. Die beiden auf der Brücke sahen mit angehaltenem Atem zu. Und als nun das Tier den mühsam erkämpften Stock vor seinen Herrn niederlegte und den triefenden Kopf zu ihm emporwandte, da murmelte der Mann: „Seltsam, wie einen das jetzt doppelt packt! Das tut dein Holzhund drin in der Pappschachtel."

Daheim im Gasthof wurde er sogleich hervorgenommen und auf die Marmorplatte des Spiegeltischchens gestellt. Und bald trat der eine, bald der andere davor und wunderte sich über das stumm aufwallende Leben in der kleinen Tiergestalt. Den nächsten Morgen vor der Weiterreise suchten sie noch einmal den Laden auf. Allein es fand sich kein ähnliches Stück mehr und der Verkäuferin war auch Name und Wohnort des Schnitzers völlig unbekannt. Ein Händler pflegte ihr die Holzwaren zu besorgen. Sie wußte nur ein bestimmtes Alpental zu nennen, in dem mehrere solcher Holzschnitzerdörfer liegen sollten. Und damit mußte es sein Bewenden haben.

✚

Der Wind fiel in die Wipfel der Lärchen und ließ sie leise sausend ertönen. Dann lief er weiter über die Bergwiese talab und wühlte sich endlich in ein blaugrünes Haferfeld ein. Zog Wellen und Kreise und Bogen darin und erstarb im roten Mohn. Aber das sah Frau Gertrud nicht mehr. Sie lag im kurzen Almgras und freute sich der aufwehenden Frische nach dem mehrstündigen Morgenmarsch. Hans saß neben ihr und studierte die Landkarte. Er stellte fest, daß sie ungefähr eine halbe Stunde vom Paß entfernt sein und eine Meereshöhe von 1100 m erreicht haben müßten. Die Frau lächelte und spielte mit den tiefhangenden leicht bewegten Lärchenzweigen über ihrem Haupte. Indem sie die weichen Nadelbüschel durch die Finger gleiten ließ, fiel ihr ein, daß sie als Kinder Körbchen daraus geflochten hatten. Rote Vogelbeeren lagen so schön darin und mußten beim Spiel als Kirschen oder Erdbeeren gelten. „Daß ich dies Heinrich und Lieschen noch nie gezeigt habe!" rief sie aus. Und nun war es an dem Mann, zu lächeln.

„Ach so, du bist wieder bei den Kindern?"

„Ja und nein. Nicht ich bin bei ihnen, sie sind in mir, alle, ja vielleicht am meisten die Kleinsten, mit ihrem Wesen und Schauen, ihrem Wundern und Greifen. Es geht mir ganz sonderbar auf dieser ersten Reise und Trennung von ihnen. Die Welt kommt auf mich zu wie auf ein Kind. Ich muß auch alles anrühren, hier die grünen Lärchennadeln

oder das trockene Gras, das feuchte Mooskissen, den rauhen Granitblock, den glatten Glimmerstreif, die rissige Baumrinde. Das tat ich früher nie. Und es lockt mich wie zum Spielen. Siehst du dort die runden weißen Wölkchen durchs Gezweig aufsteigen? Mir ist, als würfe ich sie als weiche Bälle in die blaue Luft, als wäre ich der Wind, der mit ihnen spielt und sie aufbläst und weitertreibt. Und drüben über den Schneebergen läßt er Schiffchen fahren und Federn auffliegen und dort im allerfernsten Talwinkel hat er gar einen Haufen Schneeballen aufgetürmt, wie die glänzen und schmelzen in der Sonne —"

„Aber hinter unserm Rücken", sagte Hans sich umblickend, „hat er eine Festung gebaut, eine hartgraue Wolkenwand mit silbernen Zinnen, hinter denen sogleich die Sonne verschwinden wird. Da rüsten sie mit schweren Geschützen. Das war auch das dumpfe Zittern und Rollen, das ich schon eine Weile höre und für Böllerschüsse nahm, wie sie die Bauern hierzuland ja so gern bei ihren Festen abfeuern. Doch diesmal gilt es uns. Auf, liebes Spielkind, sonst kommt das Wetter über uns! Die Paßhöhe erreichen wir noch leicht und dann ist's nicht mehr weit bis zu den höchsten Hütten des nächsten Hochtals."

Sie warfen die Rucksäcke über und nahmen den Weg unter ihre nunmehr schon tüchtig geschrammten Schuhe. Das Steilstück kostete in der wachsenden Schwüle des verhangenen Himmels Schweiß. Doch auf dem freien Joch stieß ihnen kühler Nebelwind entgegen und hüllte sie im Nu in ein sprühendes Gebrause. Eben daß sie noch die Wegtafel fanden, die nach drei verschiedenen Richtungen wies.

„Hans!" schrie Gertrud ihm durch das Tosen zu, „das ist ja das Holzschnitzertal, du weißt, der Name —"

Er zog sie mit sich fort auf den Saumpfad, der am schnellsten in den Schutz der Taltiefe und ihrer Menschenbehausungen führte. Blitze und Donner verzogen sich bald in die hinteren Felsschluchten des Gebirges. Um so heftiger ergoß sich der Regen, rann und tropfte von den rasch übergestülpten Kapuzen und stürzte in Bächlein den gerölligen Weg abwärts, als wolle er den Wanderern den kürzesten Abstieg ins Tal weisen. Bald rauschte ein Fichtenwald über ihren Häuptern, ein neu entstandener Wildbach mußte übersprungen, ein Holzgatter überstiegen, eine Wiese mit brüllendem Vieh durchquert werden. Und dann plötzlich, beim Biegen um den vorspringenden Berghang — ein schützendes Dach! In Wahrheit fast nur Dach über einem winzigen steingefügten Häuslein, die weißglänzend nassen Schindeln so weit vorhangend, daß ein Teil des Platzes darunter noch staubtrocken dalag. Hier konnte man wohl zur Not das Ende des Regens abwarten, wenn die Tür der Hütte verschlos-

sen sein sollte. Allein diese öffnete sich schon auf das erste Anklopfen. Ein Mann trat ihnen entgegen und sagte so gelassen Grüßgott, als habe er ihren Besuch erwartet. Aber sonst verlor er keine Worte. Er rückte ihnen eine Bank zurecht und schien sich um sie nicht mehr zu kümmern. Ja, er verschwand dann in einer Nebenkammer. Man hörte ihn hantieren, als wenn er eine unterbrochene Arbeit wieder aufgenommen hätte. Etwas unbehaglich blieben die beiden in dem Raum, der halb Flur, halb Küche schien. Gestampfte Erde bildete den Boden, wenige Geräte sprachen von einem kärglichen Haushalt. Ihre Mäntel hingen im Dunkel über dem Herde. Anfangs tauschten sie einige Worte, dann verstummten sie und blickten durch die geöffnete Tür nach dem Wetter. Manchmal meinten sie, der Regen höre auf, und es lichte sich. Aber alsbald schwoll wieder ein weißer Schwaden aus der verborgenen Talschlucht empor, kroch wie Rauch über die Matten und löste sich in Wasser und wieder Wasser.

Eine Stunde mochte so verflossen sein. Da kam der Mann mit zwei Krüglein Milch und einem Holzteller voll Schwarzbrot mit Butter.

„Wir wollten eben weiterwandern", sagte Hans.

„Wie lange geht man noch bis zum nächsten Dorf?" fragte Gertrud.

Beide hatten sich erhoben und standen an der Schwelle.

Der Mann schlug ein Wandbrett als Tisch auf und stellte das Essen darauf. Eine Stunde sei es bis zum oberen und zwei bis zum unteren Dorf, sagte er. Sie sollten sich gedulden und essen. Indessen würden wohl die letzten Güsse niedergehen. Sie griffen dankend zu. Gertrud wurde munter und fragte den Wirt nach diesem und jenem. Endlich auch nach dem, was ihr schon lange am Herzen lag, ob dies das Tal der Holzschnitzer sei. Der Mann, der bis dahin willig, aber kurz erwidert hatte, runzelte nun die Stirn.

„Holzschnitzer — ja, man kann es so nennen. Sie haben Holz in Händen und schnitzeln dran herum. Aber nicht nach der Voreltern Weise. Hölzerne Lügen, schön braun lackiert und mit Farben beklext. Gemsen, wie kein Herrgott sie je erschaffen. Blumen, die nicht Saft noch Kraft haben. Kruzifixe, die ein zierliches Spielwerk machen aus des Heilands bitterm Tod —"

Auf einmal konnte der Mann ja reden! Hans stimmte ihm bei. Aber Gertrud kramte eifrig in ihrem Rucksack. Sie zog einen Schuhbeutel hervor, aus diesem eine Aluminiumdose, aus dieser eine kleine Pappschachtel, und aus dieser den in Papier und Watte eingewickelten holzgeschnitzten Hund. Den hielt sie nun frei auf der flachen Hand ihrem

grimmigen Wirt entgegen und rief: „Der aber ist nicht Spielkram und Lüge! Ist er nicht die Gotteswahrheit selber?"

Wunderlich verwandelten sich die Züge des Mannes. Er blickte das Tier an. Er blickte die Frau an. Und wieder das Tier. Dann aber sprach er zu ihrer Enttäuschung rauh hin: „Auch das ist noch Stümperwerk."

Sie geriet fast in Zorn. Sie suchte hilflos nach Worten. Ein Künstler habe das gemacht, ein ganz großer. Einer, der weiß, was im Tiere ist. Wer das nicht sehe, habe keine Augen. Wer das nicht spüre, habe kein Herz. Kein Tierherz — —

Auf einmal mußte sie innehalten. Sie fühlte Tränen in ihrer Stimme. Warum regte sie sich auf um die Meinung dieses fremden Bauern? Was verstand er davon? Aber ein starkes Licht in seinen Augen zwang sie weiterzureden, leiser, mehr erzählend: „Alles ist anders seitdem, nicht wahr, Hans? Jeder Hund, der uns über den Weg läuft, ja, sogar wenn er uns anknurrt. Jede Katze, die lässig durch die Wiese strolcht oder strichgerade über die Straße wischt. Das Eichhörnchen jüngst in der Astgabel droben, das sich die Mittagssonne auf den flachausgebreiteten Schwanz und den schönen rotbraunen Pelz brennen ließ. Und die zwei Haselmäuse, die am Waldhohlweg auf und niederhuschten, saßen und äugten und wieder liefen. Und die großen ernsten Kühe, vor denen ich mich früher immer fürchtete, wenn sie plötzlich Kopf und Hals herumwarfen. Und das dunkle Pferd gestern abends in der späten Dämmerung, das über das Gatter auf uns niedersah wie ein hohes Wesen einer anderen Welt —"

Hier machte der Mann eine Bewegung, als wolle er gegen seine Kammer hin eilen. Doch dann stand er wie unschlüssig still. Eine Pause trat ein. Man hörte das Wasser vom Dach in die Regentonne plätschern, die unter der weit ausladenden Holzrinne eben jetzt wie Silber aufglänzte. Die Sonne brach hervor. Der Regen zerstäubte in Gefunkel. Jenseits des Nebeltals wurden goldgrüne Matten und hohe fremde Berge sichtbar. Die Wanderer konnten ihren Weg fortsetzen.

Als sie ihrem Wirt die Hand reichten und für den Unterstand dankten, meinte er, es könne auch umgekehrt gelten. Es sei mit dem Vergelt's Gott mancher Menschen so wie mit gewissem Holz. Bei Tag wie muffiger brauner Moder im Walddunkel, bei Nacht aber, wenn alles Helle aus der Welt sei, hebe es an zu leuchten.

Sie sprachen beim Abstieg noch eine Weile über dieses seltsame Wort und den, der es gesprochen. Ein paarmal blickten sie sich nach dem Häuschen um. Der Mann stand unbeweglich in der Tür. Die Sonne beschien

sein langes gebräuntes Gesicht und seinen steifen braunen Lodenrock. Er sah aus wie aus Holz geschnitzt.

+

„Der Hund ist fort!" rief Gertrud entsetzt, als sie am Abend im Dachstübchen des Dorfwirtshauses ihren Rucksack auspackte.

„Wie ist das möglich", sagte Hans, „hier ist doch alles, Schuhbeutel, Dose, Schachtel —"

„Das ist ja das Unbegreifliche! Ich werde doch nicht die leere Hülle so sorgfältig verpackt haben!"

„Besinne dich doch einmal in Ruhe und werde mir nicht rot und blaß. Daß wir den Weg zum Berghäuschen zurück machen, ist ja noch nicht das Schlimmste."

Gertrud setzte sich auf die Bettkante und dachte nach. Hans half ihr: „Zuerst hast du ihm deinen Hund unter die Augen gehalten, aber dann —

„Dann wurde ich böse —"

„Ja, und du hieltest eine lange Rede und dabei redeten wie gewöhnlich deine beiden Hände mit. Also mußt du den Hund indessen auf die Bank oder den Wandtisch gesetzt haben —"

„Ich erinnere mich nicht — warte — dann kam die Sonne, wir traten zur Tür, alles strahlte und blitzte, wir wollten weiter —"

„Halt — wer packte wieder ein? Du doch wohl?"

„Nein, du, Hans. Du hängtest mir den verschnürten Rucksack über, dessen erinnere ich mich genau."

„Nun bin ich selber irre. Sollte mir der Mann geholfen haben?"

„Am Ende hat er — nein, das wäre furchtbar —"

„Aber Gertrud, du bist doch sonst nicht mißtrauisch, und diese geraden, ehrlichen Züge —"

„Nein, so meinte ich es nicht. Etwas ganz anderes, etwas viel Ärgeres!"

„Was denn in aller Welt?"

„Stümperei nannte er unser Holztier. Und einen sonderbaren Ingrimm zeigte er gegen alles Schnitzwerk. Wie er aufbrauste, wie er schalt! Wenn er nun in seinem Zorn, in einer Art Rache —"

„Deinen Schatz zermalmte, meinst du?"

Sie nickte heftig. „Er ist kein gewöhnlicher Mensch. Unheimlich sah er aus!"

„Nun rollt wieder Rädchen Phantasie. Schnell zu Bett, laß es im Traum weiter spinnen!"

Sie schlief spät ein. Als sie am nächsten Morgen nicht allzu früh erwachte, war Hans schon längst fort. Sie ahnte sogleich, wohin. Dank-

barkeit und Liebe machten ihr Herz frohgemut und die Klarheit der Luft und der Sonnenglanz des Gebirgs alle Sinne hell. So weit als möglich wollte sie ihm entgegeneilen. Aber schon hundert Schritte über dem Dorf kam er auf sie zu.

„Hans, lieber Hans, du bringst ihn mir?"

Er antwortete nicht gleich. Erst als er bei ihr war, erzählte er. Nein, er brachte den Hund nicht. Das war so zugegangen. Er hatte den Mann angetroffen. Der sei tatsächlich ein Sonderling. Er hätte, so sagte er, aus ihren Reden gestern entnommen, daß sie noch einige Tage in einem der beiden Dörfer bleiben wollten. Darum bäte er sie, den Hund solange behalten zu dürfen. Warum, das könne er nicht sagen.

„Und das hast du zugelassen, Hans? Merkst du denn nicht, er hat ihn beschädigt oder zerstört und macht Ausflüchte. Hast du ihn dir nicht auf der Stelle zeigen lassen?"

„Doch, Gertrud, so argwöhnisch war sogar ich. Allein er versicherte mit solcher Festigkeit, nach drei Tagen würden wir das Tier unversehrt wiederhaben, daß ich ihm unbedingt vertrauen mußte."

„O daß ich nicht dabeigewesen bin! Da können wir lange warten, bis er ihn uns wiederbringt!"

„Nein, er wird ihn auch nicht bringen."

„Was soll das heißen?"

„Da ist noch eine Seltsamkeit. Er bat, wir mögen, und zwar beide, und besonders du, noch einmal den Weg zu seiner Hütte nehmen, er habe uns etwas zu offenbaren. Und endlich noch eine dritte, letzte Bitte.

„Das klingt ja wie im Märchen!"

„Wir mögen, ehe wir zu ihm kämen, im Dorf nicht nach ihm fragen. Es gäbe Vögel, die brüteten ruhig vor aller Augen, und solche, die täten es in solcher Verborgenheit, daß keines Menschen Blick je ihr Nest erschaue. Und die Reden der Menschen, selbst in drei Meilen Entfernung, vermögen manches zarte Leben zu stören, das nur in Stille zum Licht wachsen kann."

Gertrud schwieg. Sie erinnerte sich an den stillen weißen Winter, wo sie den kleinen Heinrich erwartet hatte, und sie ergab sich.

+

Als am Samstag nachmittag die Glocken im Tal den Sonntag einläuteten, betraten sie das Häuschen am Bergweg. Es schien mit besonderer Sorgfalt aufgeräumt, der Boden mit dem Reisbesen frisch gefegt, Tisch, Bank, Holzteller und Schüsseln weiß gescheuert. Auch in dem Gesicht des Mannes lag etwas wie Helligkeit, als er ihnen die Hand zum Gruß bot. Er räusperte sich zweimal. Da aber kein Wort nachfolgte,

suchte Hans die allzu feierlich werdende Stille durch Munterkeit zu durchbrechen:

„Die Bedingungen sind erfüllt. Wir haben drei Tage lang in Geduld, oder, wenn Sie wollen, in Ungeduld gewartet. Wir sind ohne zu seufzen den sonnigen Steinplattenweg zu Ihnen heraufgestiegen. Und wir haben endlich das Schweigegebot so ernst genommen, daß wir bis heute noch nicht einmal Ihren Namen wissen."

„So will ich mit dem beginnen", sagte der Mann, „obgleich er nichts zur Sache tut. Ich bin der Franz Loder aus Hirschbüchel. Aber sie nennen mich hierzutal den heiligen Franz vom Brettschartel nach dem Paß, über den Sie unlängst herübergekommen sind. Und heilig — nun weil ich mich aufs Fensterln nicht verstehe und auf dem Tanzboden nicht zu finden war mein Lebtag. Ich habe ein lahmes Bein; Sie werden es vielleicht gemerkt haben. Vielleicht aber auch nicht, denn es ist besser geworden mit den Jahren."

„Dann sollen Sie nicht so lange stehen", sagte Gertrud und sah sich nach einem Sitz für ihn um. Die kleine schmale Bank bot nicht Raum für drei. „Wir wollen hinaus in das Licht."

„Nicht an den Weg", sagte er und führte sie um das Steinhäuschen herum an die Hinterwand. Da ging es steilauf in Wellen gegen die Brettscharten zu, grüne Wiesen, schwarzer Fichtenwald, bräunliche Alm. Und droben im blauen Paßtor ein dunkles Strichlein, der Wegweiser, der sie damals im Unwetter in dieses Tal geführt hatte.

„Schön ist es da", freute sie sich und setzte sich auf die bequeme Bank, die längs der Hausmauer lief, „und welch ein großmächtiger Tisch, so lang wie breit und hübsch nieder. Da muß sich gut Kartoffeln schälen und Gemüse richten lassen."

„Auch andere Arbeit", antwortete der heilige Franz und lächelte fast ein wenig. Er kann doch erst an die Vierzig sein, dachte da die Frau im stillen.

Sie war zutraulich und getrost geworden, allein um den Hund zu fragen, wagte sie doch nicht. Das muß alles seine Weile haben bei diesem langsamen Menschen, beschwichtete sie ihre Neugierde. Er ging durch eine Hintertür nun wieder ins Haus. Kam zurück mit einem frisch duftenden Stück grober Leinwand, das wohl für ein Tischtuch gelten konnte, als er es schön ordentlich über die große Holzplatte gebreitet hatte. Ging nochmals ins Haus und stellte zwei hölzerne Tellerchen vor sie hin. Abermals, und da brachte er zwei Löffel, ebenfalls aus Holz, von leichter handlicher Art. Endlich erschien er mit einer Schüssel roter Walderdbeeren und einem Kruge Milch und nötigte sie zum Essen. Daß er die

Beeren selbst auf dem Waldschlag hinter dem Fichtenforst gepflückt habe, erfuhren sie erst auf ihre Frage nach der Herkunft so ungewöhnlich großer schöner Früchte. Er aß nicht mit, schien sich aber zu freuen, daß es seinen Gästen mundete, und besonders Gertrud bediente er mit einem innig gesammelten Ernst, der den Ehemann rührte, die Frau aber ein wenig verlegen machte und wieder verstummen ließ.

Als alles mit gleicher Bedachtsamkeit wie herbeigeschafft auch abgetragen war und nur noch die glänzend steife Leinwand das große Tischviereck feierlich bedeckte, da konnte der seltsame Wirt den Augenblick der Eröffnung doch wohl nicht weiter hinauszögern. Länger als zuvor verschwand er diesmal im Inneren der Hütte. Gertrud war in ihrer Ungeduld aufgesprungen und ein paar Schritte hin- und hergegangen. Wie zur Kühlung legte sie die Hand auf einen der beschatteten Steinblöcke im Grase. Da bemerkte sie, daß sich in der Mulde des Steins ein winziges rosenrotes Blumengeschlecht angesiedelt hatte. Lebhaft neigte sie sich darüber, bis ein Geräusch sie aufblicken machte.

In der Mitte des Tisches stand der Hund — und doch nicht der Hund. Er war nicht mehr allein. Sein Auge fragte, liebte, harrte nicht mehr ins Leere empor. Eine Frau beugte sich zu ihm nieder, beide Hände vorbewegt, als wollte sie sein erhobenes Haupt umfangen mit der Einfalt einer allmütterlichen Gestalt. Sie war unbeholfener als das Tier aus dem Holz geschnitten, aber vielleicht eben darum großlinig wie ein Urbild.

Still schauten sie auf das Kunstwerk. Gertrud erfaßt von dem Gefühl eines ihr noch unbegreiflichen Glücks. Hans mit wachsendem Erstaunen über die Ähnlichkeit der Gestalt mit seiner Frau. Hatte sie sich nicht eben genau so über Blume und Stein gebeugt? So blickte sie auf Schmetterling und Eidechse, so auf ihre Kinder, wenn sie mit ihnen spielte und sprach. Nicht madonnenhaft beschirmend, einhüllend, in Schlummer wiegend, sondern im Gegenteil, als hebe sie, in die Tiefe eines Wunders blickend, dieses mit behutsamen Händen in die Wachheit des Lichts empor. Neu verstand er das Wesen ihres Muttertums, sinnend ging sein Blick hin und her zwischen der lebendigen und der holzgeschnitzten Frau. Und endlich in wortloser Frage zum Schöpfer des Bildwerks. Dieser nickte und sprach: „Ja, sie ist es; und das Ding da ist der Dank der Tiere."

„Welcher Tiere?" fragte da Gertrud wie aus einem Traum auffahrend.

„Ich will es erzählen", sagte der Mann, „aber zuvor folgen Sie mir in meine Werkstatt."

Diesmal führte er sie durch eine Hintertür ins Haus. Sie betraten einen kleinen, aber eigentümlich hellen Raum, der viel größere Fenster

hatte, als sie sonst in den Berghäusern üblich sind. Ein Werktisch von gleicher Form wie der, an dem sie gesessen, stand an der Fensterwand. An den übrigen Wänden waren breite Borde befestigt und auf diesen lebte und webte eine stumme Welt holzbrauner Tiere. Lauter große und kleine Brüder des treuen Hundes, der seine Besitzer wie an heimlich wirkendem Faden zu seinem alten Herrn und Urheber zurückgeführt hatte. Eines war den meisten gemeinsam. Weder waren sie Momentbilder, festgehalten inmitten einer heftigen Bewegung, noch waren sie in völliger Ruhe dargestellt. Sondern der Künstler hatte ein jegliches Tier in dem Augenblick erschaut und gebildet, wo es, erregt bis zur Unbeweglichkeit, in einer Haltung, einer Gebärde verharrte, die sein Äußerstes an Lebensfülle offenbarte und diese zugleich doch in eine so tiefe Stille verschloß, daß es ein fast schmerzhaftes Geheimnis verblieb.

Da stand ein junger Fuchs wie zurückgeprallt vor einer überraschenden Erscheinung! Kindliche Neugierde trieb ihn vorwärts, aber zugleich spannte Vorsicht die erhobene Pfote im Gang. Ein Pferd neigte den Kopf über den Brunntrog. Aber es trank nicht, sondern streckte etwas den Hals, als wolle es sich vorfühlend von der aufsteigenden Kühle des Wassers umwehen lassen. Unbändigen Übermut im seitlich zurückgeworfenen Leib wartete eine Katze auf den Angriff eines unsichtbaren Gegners. Eine andere saß in strenger Schönheit steil aufrecht in sich zusammengeschlossen und hatte den Schwanz wie im magischen Ring um sich gelegt. Als eine geballte Donnerwolke fühlte man die bebende Kraft eines Bullen. Ein Murmeltier atmete freieste Lust und Luft. In furchtbarer Einsamkeit blickte ein gefangener Adler durch die Stäbe seines Käfigs. Leidhaft grübelte ein Äffchen, das gerunzelte Gesicht in die kleinen Fäuste gestemmt. Eine Singdrossel neigte den Kopf wie lauschend dem Nachhall des eigenen Liedes oder auch dem Zauber ihres inwendig strömenden Lebensklanges.

Von Bord zu Bord gingen die beiden Beschauer, indessen der Meister unbeweglich am Werktisch lehnte und ihnen die Seele seiner Tiere schweigend dahingab. Das Licht schwand allmählich aus der Stube. Ein letzter Sonnenstrahl aus dem Bergwinkel ließ noch einmal die Gestalten blutfarben erglühen. Da führte sie der Mann wieder zur Bank vor der Hütte. Er brachte ein einfaches Abendbrot. Im ruhigen Grün lagen die Matten. Doch in hohem Feuerglanz floß Himmel und Gewölk. In solchen Stunden weiß der Mensch um die Ewigkeit aller Wesen und Dinge, trinkt sie wie reine Milch und ißt sie wie starkes Brot.

Sie aßen und tranken und wurden satt. Das Licht am Himmel wuchs.

„Erzählen!“ bat Gertrud. Und der Tierschnitzer erzählte:

„So lange ich denken kann, habe ich eine sonderliche Liebe zum Tier und zum Holz verspürt. Ja, es schien mir in meinem Kinderverstand, als gehörten die beiden zusammen. So baute ich aus meinen ersten hölzernen Bauklötzen Pferd, Kuh und Hirsch, nicht aber Häuser, Brücken und Kirchen wie andere Kinder. Und die kleinen Hölzchen reihte ich zu Herden von Lämmern und Ziegen. Als ich einmal im Stall ein Pferdebein richtig zu fassen kriegte, versuchte ich zu tasten und sehen, was für festes Holz denn unter den Haaren stecke. Allein sachte entzog mir das Pferd sein Bein und stellte es behutsam auf die Erde. Denn das Tier kennt das Kind wie sein Junges. Und wenn der Mensch Kind genug bliebe sein Lebtag, ihm würde kein Leid geschehen von keiner Kreatur. Aber die großen Menschen zerstören früh diesen Bund der Natur aus Unvernunft, Angst und Sorge. Einst spielte ich im Garten auf dem Wege. Da erblickte ich von ungefähr, wie über die niedrige Buchsbaumfassung ein winzig braungefingertes Händchen langte, und noch eines — ein kleiner Kopf — Augen, Augen — ein weicher erdenbrauner Leib — nachgreifende Beine — das holperte und purzelte so mühselig über den Buchs — ich half mit beiden Händen. „Pfui!" schrie grell eine Frauenstimme, „eine Kröte — sie spritzt Gift auf dich! Wirf sie fort! Erschlagen muß man die!" Einen Augenblick schauerte mir vor dem Wort Gift, und ich fühlte plötzlich die kühle Feuchtigkeit. Doch dann hielt ich dem Tier die Treue. Indessen die Frau nach Schaufel oder Stein suchte, umfing ich die Kröte mit beiden Händen und trug sie zum Dickicht des Tümpels, wo ich sie verbarg."

Er schwieg eine Weile. In der Paßlücke über dem Wegweiser begann sich ein weißes Wölkchen zu entzünden und goldene Wurzelfasern zu schlagen in das Stahlblau des Nordhimmels.

Franz fuhr fort: „Holz roch ich für mein Leben gern. Wo ein Stoß frischer Bretter lag, steckte ich die Nase dazu. Beim Tischler in Hobelspänen und Sägemehl zu wühlen war mir unersättliche Lust. Die Abfälle, die er mir schenkte, hütete ich wie einen Schatz. Aber seltsamerweise kam ich nie auf den Gedanken, selber etwas daraus zu zimmern oder gar zu schnitzen. In dem Tal, wo mein Heimatflecken liegt, gibt es keinen Holzschnitzer. Ich erachte das für eine glückliche Fügung des Himmels für mein eigenes Schicksal. Denn wäre ich frühzeitig in dieses Gewerbe geraten, ich hätte meinen eigenen schweren und langen Weg kaum gefunden. So erfreuten sich einstweilen nur die Sinne an dieser Gabe des Waldes, ohne daß die Hände zugriffen und etwas leisteten. Noch erinnere ich mich an schneestille Wintertage, wenn die älteren Geschwister zur Schule waren und ich allein in der Stube. Dann kam das

weiße Licht. Dann hörte ich auf zu spielen. Dann fing das Holz zu fließen an. Das Holz der Dielen, der Schränke, der Truhen. Verzaubert hockte ich auf dem Fußboden, oder stand vor der Kommode, oder kniete auf der Eckbank, über das weite Feld des Tisches gebeugt. Augen und Finger fuhren mit den Geheimniszügen und Linien des Holzes. Da stülpte sich ein Berg über den andern, hell, dunkel, hell, dunkel, immer spitzer, bis eine Wolkenblase das Gebilde verschlang. Da drängte sich uferlos Welle an Welle. Fische mit Schwertmäulern schwammen hintereinander. Von drei Höhlungen umschlossen brütete ein Bär auf einem Ei. Und wieder Hügel, Berge, ganze Länder und fremde Tiere und Blumen. Aber dann und wann ein einzelnes Auge von tiefer Dunkelheit und Traurigkeit. Später erst erfuhr ich, daß man dies Astloch heiße. Und ich verstand die Trauer des Holzes. Hier war ihm ein Ast gestorben."

Der Erzähler brach wieder ab. Das leuchtende Wölkchen hatte sich aufgelöst. Eine lilagraue Wolkenbank schob sich in die lichte Leere.

„Sie waren wohl ein einsames Kind?" fragte Gertrud.

„Nein, dazumal noch nicht. Auch in den ersten Jahren der Schulzeit war ich ein zugänglicher munterer Gesell, der sich mit seinen Kameraden gut vertrug und auch wacker schlug, wenn sie mich wegen einiger Wunderlichkeiten hin und wieder neckten. Das wurde mit einem Schlag anders. Und das muß ich jetzt erzählen. Es war an einem Sonntagnachmittag. Wir etliche Hirschbüchler Buben lungerten auf dem Kirchplatz herum und meinten, daß es kurzweiliger sei, unsere Beine und Fäuste einmal in ein anderes Dorf zu tragen. Dieser und jener Ort wurde genannt. Ich schlug Steinbach vor. Es wurde einstimmig angenommen. Der Weg dahin führte ein gut Teil durch die kühle Waldschlucht. Das mochte an dem heißen Tag den Ausschlag gegeben haben. Mir aber war es um anderes zu tun. Eine Sägemühle lag unterwegs. Und mochte sie am Sonntag auch stillestehen, so lockte es mich doch, an meinem Lieblingsplatz vorüberzukommen, durch die weißen Wände der hochgeschlichteten Bretter zu streichen, auf den harzduftenden Fichtenstämmen zu balancieren. Wir kamen zur Mühle. In feiertäglicher Ruhe schwieg Werkplatz und Haus. Nur eine Katze lag flach ausgebreitet wie ein schneeweißes Tüchlein auf dem sonnenwarmen Bretterhaufen. Als sie uns erblickte, hob sie forschend den Kopf. Doch sogleich vergrub sie ihn unter das vorgehaltene Pfötchen, als wolle sie heute von der Welt nichts sehen und hören. Auf ihrer Höhe mochte sie sich sicher fühlen. Allein wer ist sicher vor Buben, die ein Jagdgelüste packt? Kaum hatten auch meine Gefährten die Katze bemerkt, so stürmten sie mit dem Kampfruf: „Katz, Katz, Katz!" den Bretterstoß. Sie war blitzschnell auf dem

zweiten, dem dritten, dem vierten höchsten Stoß, wo sie mit zurückgelegten Ohren eine Weile den langsamer nachkletternden Feinden zusah. Sie bewachte jede ihrer Bewegungen und schaute sich endlich bei wachsender Bedrohung nach einem neuen Zufluchtsort um. Das Dach des Schuppens erschien ihr wohl zu hoch. Der Stapel frisch geschälter Baumstämme kostete nur einen Sprung schräg abwärts und bot dann eine bequeme Treppe zu neuem Lauf empor. Aber die Verfolger hatten ihre Taktik verändert. Nur zwei von ihnen setzten ihr unmittelbar nach. Der Dritte schlich sich von hinten um die Stämme, und in dem Augenblick, wo sie abermals zum Fluchtsprung ansetzte, hatte er sie gepackt und schwang sie triumphierend am Schwanz hin und her. Wer wütender heulte, ich oder die Katze, weiß ich nicht. Ich stürzte mich auf den Jungen, um ihm das Tier zu entreißen. Er warf es den andern zu wie einen Ball. „Katz, Katz, Katz!" schrieen sie, schwangen, warfen, höhnten. Die Jagd und mein Eingreifen hatten sie wohl halb toll gemacht. Aber noch toller mich die Quälerei. Auf den glatten Stämmen entspann sich ein atemloser Kampf. Dem einen schlug ich mit wuchtigem Faustschlag auf den Arm die Katze aus der Hand. Die andern schleuderte ich mit aller Kraft die Stammtreppe nach rückwärts, daß ihnen Hören und Sehen verging und keiner mehr die Lust ankam, nach der entkommenen Katze zu suchen. Mit Racheschwüren gegen mich verließen sie den Kampfplatz. Ich hatte kein Verlangen, ihnen zu folgen. Ich verschnaufte ein wenig. Noch kochte der Zorn in mir nach. Aber zugleich freute ich mich der gelungenen Rettung. Mochten sie nun allein nach Steinbach gehen. Sie schienen sich ja sehr eilig aus dem Staub gemacht zu haben. Kein Laut mehr war zu hören. Die Sonne brannte, der Mühlgang rauschte leise. Traurig war das alles eigentlich! Und nicht zu verstehen! So eine Katze, so eine kleine, schlanke, weiße Katze —. Wo war sie nun wohl? Ich stand noch immer auf dem obersten Stamm. Ich trat herunter auf einen dünneren. „Muz, Muz!!" rief ich und ging ein paar Schritte gegen die Stammspitze zu.

„Muz, Muz!" erklang es plötzlich im spottenden Echo. Jäh wandte ich mich um. Da fühlte ich den Stamm unter meinen Füßen weggezogen — ich stürzte, hörte die Gefährten auflachen — der Stamm rollte, andere ihm nach, ich lag darunter, schrie furchtbar vor Schmerz und verlor die Besinnung. Ich kam zu mir durch eine feuchte rauhe Berührung meiner Stirn. Die weiße Katze stand über mich gebeugt, betrachtete mich mit einem leise fragenden Miauton und leckte mir zwischendurch kräftig Stirne und Nasenspitze. Es gelang mir unter unsäglichen Mühen und Schmerzen, das schwer gequetschte Bein von dem darüber liegenden

Baumstamm zu befreien. Zwischendurch schrie ich immer wieder um Hilfe. Aber niemand kam. Die Übeltäter mochten wohl in ihrer Angst rasch entflohen sein. Hilflos lag ich auf der Erde. Nur das Tier blieb mir treu. Ja, es lagerte sich neben mich. Willig ließ es sich von mir umfangen. Meine bitterheißen Tränen rollten in seinen weichen Pelz.

Von dieser Stunde an hat mein Blut der Tiere Blut vernommen, aber den Menschen ist es fremd geworden."

Diesmal war die Pause im Erzählen sehr lang. Vom Himmel war alles Licht gewichen. In der hereinbrechenden Finsternis hörte man stärker das Rauschen des Brunnens. Aber Gertrud vermeinte den Mühlgang zu hören, in der Waldschlucht bei Hirschbüchel, und die dunkle Stimme einer verlassenen Menschenseele. Aber dann mischte sich ein hellerer Ton darein, ein Geläute aus der Höhe und aus der Tiefe. Die Glocken der weidenden Tiere.

„Das Bein heilte", nahm er die Rede wieder auf, „jedoch unrichtig. Ich lahmte. Eine Operation wurde nötig. Das konnte nur in der großen Stadt gemacht werden. Die Geschwister beneideten mich um die Reise. So viel Geld, hörte ich die Eltern jammern. Wenn's nur was hilft, seufzte die Mutter. In mir war ein Bösesein von all den ausgestandenen und noch bevorstehenden Schmerzen. Kalt schied ich von daheim. Die Kameraden hatte ich nicht angegeben. Mit meinem Verstand sah ich ein, daß sie ein solches Unheil nicht bezweckt hatten. Dennoch hatte ich für sie nur mehr Verachtung und Haß. Mit dem Bein wurde es eine langwierige Geschichte. Ich mußte monatelang in der Stadt und im Krankenhaus bleiben und noch einige Operationen durchmachen. Allmählich gewöhnte ich mich daran und wußte mir die langen Liegezeiten aufs beste zu vertreiben. Da ich bei den Reden der Ärzte und Studenten scharf aufpaßte und alles schnell begriff, lernte ich mancherlei über Knochen, Muskeln, Sehnen, Blutgefäße. Zuweilen wagte ich eine Frage. Die Herren hatten ihren Spaß an dem wißbegierigen Landbuben und brachten mir Bücher und Bildertafeln faßlicher Art. Wie glücklich war ich, als eines Tages eine Anatomie des Tieres in meine Hände geriet! Als ich erfuhr, durch welche wunderbare Verwandlung eines und desselben Knochens beim verschiedenen Tier, das eine zu fliegen, das andere zu graben, das dritte zu laufen, das vierte zu springen befähigt ist. Wie suchte ich jetzt, wo immer mir ein lebendiges Tier zu Gesichte kam, durch das Fell hindurch gleichsam die innere Gestalt seines Körpers zu erkennen, und mich ergriff bei jeder seiner Bewegungen eine namenlose Lust der Mitempfindung. Ist doch durch seinen Leib viel mehr als beim verbildeten Menschen die ganze Kraft und Schönheit seiner

Seele ergossen bis in jedes Sprunggelenk, jede Ohrenspitzendrehung hinein.

Die Pflegeschwestern bewunderten meine Gelehrsamkeit und rühmten sie den Ärzten. Um es kurz zu machen, man fand, daß ich studieren müsse, verschaffte mir ein Stipendium, ein Freiquartier, Empfehlungen und Studiumsvorteile. Und da mein Bein eine anstrengende Land- oder Handwerkstätigkeit vorläufig ausschloß, willigten meine Eltern ein. Aber das Studium wurde für mich wie für meine Gönner eine Enttäuschung. Meine Leidenschaft für das eine Fach war zu einseitig, als daß ich in anderen so Hervorragendes geleistet hätte, wie man es in solchem Falle zu fordern pflegt. In den Ferien war ich daheim und ging wie ein halb Fremder unter den Dorfleuten umher. Und wenn ich wieder in der Stadt war, dann plagte mich das Heimweh nach Wald und Wiese, Berg, Wildbach und Getier. Ich besaß und suchte keinen Freund. Auch bei meinen Lehrern und Professoren verstand ich nicht mich beliebt zu machen. Nur ein einziger, es war mein Zoologieprofessor, hatte einen Narren an mir gefressen. Er war ein kauziger Junggeselle, der keinem traute als seinem ebenso kauzigen, wildstruppigen, aber seelenguten Hund. Und nachmals auch mir. Er hatte mich überraschenderweise in einem Diskurs mit diesem Tier getroffen, als ich noch nicht wußte, daß es ihm zugehörte. Trutz, so hieß der Hund, saß auf den Steinstufen vor dem Schultor und blickte so ausdrucksvoll zur Klinke empor, daß ich ihn fragte, was er in diesen kühlen Räumen denn wolle. Er bedeutete mir nur um so dringender sein Verlangen, hineingelassen zu werden. Ich streichelte ihn, sprach ihm zu, wie schön warm hier die Sonne scheine, und legte zur Bekräftigung meine Hand auf den heißen Stein. Und wirklich verstand er mich und legte seinen Kopf platt auf die Stufe, in ergebener Erwartung. Allein im nächsten Augenblick sprang er freudebellend an seinem Herrn hoch, der in der Tür erschien und mich fragend anknurrte. Ich entschuldigte mich und sagte, ich hätte die Gewohnheit, wenn ich mich allein wüßte, mit Tieren zu reden. Hätte ich geahnt, daß es sein Hund sei, es wäre vielleicht aus Respekt unterblieben. Aber nur vielleicht. Denn es sei ein Prachtkerl mit seinen runden braunen Augen unter dem tiefhangenden Zottelhaar. Trutz, der die Wärme dieses Lobes spürte, genau so wie sein Pelz einen Sonnenstrahl, blickte da zu mir auf und drückte seinen Kopf mit so inniger Gewalt gegen mein krankes Bein, daß es beinahe schmerzte. Das also ausgesprochene Urteil seines Hundes überzeugte den Herrn vollends von der Ehrlichkeit meiner Person. Er hatte, wie er mir nachträglich erzählte, schon aus dem offenen Fenster des Lehrmittelzimmers mein Gespräch mit Trutz belauscht und

sich innig daran gefreut, daß es einen Menschen, und noch dazu einen jungen, gäbe, der schon die Weisheit besitze, dem Tier — er wolle ganz davon absehen, daß es sein Tier sei — hinreichend viel Intelligenz zuzutrauen, aus Wort, Stimmklang und Gebärde den genauen Sinn eines Satzes zu erschließen, was wiederum eine beträchtlich höhere Leistung sei als die des viel mechanischer verstehenden Menschen, der gleichsam nur nach dem Wörterbuch, das Tier aber nach der tönenden Gefühlsskala verstehe; und wie er sich noch weiter in gelehrten aber ergötzlichen Reden erging, wobei auch ich mitunter gleich Trutz mehr mit der Gefühlsskala als mit dem Wortverständnis vernahm. Damit war eine Lebensfreundschaft geschlossen und zu den zwei Käuzen ein dritter gefunden.

Ich mußte ihn täglich besuchen. Er zeigte mir seine Sammlungen und Bücher. Auf seinem Schreibtisch, auf Schränken und Konsolen, überall standen trefflich ausgeführte Tiergestalten aus Elfenbein, Porzellan, Bronze. Ich stand oft betrachtend davor, Elefant, Kakadu, Affe, Reh, Katze, Eule und viele andere Tiere waren mit größter Naturtreue dargestellt. Und doch fehlte mir etwas, was, das wußte ich nicht zu sagen. Das dunkelwarme Leben sprang mir hier nicht entgegen. Ich stritt oft mit meinem Professor darüber, zog in meiner Redeungewandtheit den kürzeren und war doch nicht zu überzeugen.

Wieder fuhr ich in den Ferien nach Hause. Die Gesellschaft meines sonderbaren neuen Freundes hatte mich um nichts menschenfreundlicher gemacht, aber freier, sicherer und heller in die Welt blickend. Obgleich ich noch lahmte, konnte ich jetzt auch schon weitere Wege machen. An einem Morgen war ich durch den Wald auf die untere Alm gelangt und stand nun seit vielen Jahren zum erstenmal wieder auf dem weichen kurzrasigen Boden. Das hohe Wehen der Luft, die klare Nähe der Felsen, das niedere Schweben der Wolken, die Anstrengung des Aufstiegs, die Freude des Siegs, Erinnerung an frühe Kindertage — das alles ließ mein Blut hoch aufwallen und mein Gemüt schwingen. Langsam und eben wandelte ich weiter. So langsam fast wie die weidende Stute dort neben dem liegenden Fohlen. Und dieses Fohlen — wie wohlig streckte es sich auf dem sonnigen Rasen! Es wußte nicht recht wohin mit seinen überlangen steifen Beinen. So legte es sie wie Stöcke übereinander. Je zwei. Behutsam, um es nicht aufzustören, näherte ich mich. Aber es hatte mich doch wohl gehört und hob ein wenig Kopf und Hals. Und so verharrte es, die großen Augen unschuldig fragend auf mich geheftet. Erschüttert bis zur Hilflosigkeit stand ich da. Ich weiß noch, daß ich die Hände ballte und wieder öffnete und wieder ballte. Und plötzlich traf's

mich wie ein Blitz: Aus Holz, ja, aus Holz muß man das schaffen! Und ich muß es schaffen! Weil ich das weiß, weil ich das seh! Ich muß — ich darf! Aber wie? O Herrgott, hilf, daß es dein Tier wird! Aus Holz, dein heiliges Tier!

Wie trunken kam ich heim und zugleich wie hell erwacht. Ein Tierschnitzer sollte ich werden. Ich wußte wohl, daß es Holzschnitzer gäbe. Aber auch mehr nicht. Nimmt man ein Stück Holz und ein Messer? Probieren! Oder ein anderes Werkzeug? Und was für Holz? Wieder probieren. Alles mißlang. Verzweifelt packte ich meine Siebensachen und fuhr zur Stadt zurück. Rannte zu meinem alten Professor und schrie schon in der Tür: Aus Holz muß es sein! Er glaubte wohl an Irrsinn. Aber Trutz verstand. Er sprang an mir hoch wie ein Erlöster, bellte, leckte, umarmte mich. Da schenkte mir auch sein Herr ernsthafte Aufmerksamkeit. Er hörte mein Glück, meine Nöte. Und er nannte mich keinen Phantasten und Narren. Aber nach langem Besinnen sprach er das Wort „Kunstgewerbeschule". Ich erschrak. Was hatte das mit meinem Fohlen zu tun?

Allein er setzte es durch. Er wollte für meine Ausbildung sorgen. Das Studium sollte abgebrochen werden. Und so geschah es. Ich kam auf die Kunstgewerbeschule und lernte, daß man ein Fohlen nicht mit dem Federmesser aus einem Holzscheit herausschnitzt. Und noch mancherlei, das ich mit allen Sinnen in mich verschlang, aber auch manches, gegen das ich mich mit meinem Bauernschädel wehrte, ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht. Ich maß alles an meinem Fohlen und seiner Unschuld und Wahrheit. Jahre gingen so hin.

Es kam eine Zeit im Spätherbst, da Trutz seinem Herrn, wo dieser auch saß, den Kopf auf das Knie legte und ihn unsäglich traurig anblickte. Was hat nur das arme Tier? fragte der alte Herr besorgt, sollte er krank sein? — Zu Weihnachten schenkte ich ihm Trutz im Holz. Aber nicht den traurigen Trutz, sondern den frohgemuten. Wie er da steht, von glücklichster Erwartung gespannt, wenn sein Herr ihm die Tür ins Freie öffnet, in den winterverschneiten Garten. Es war mein erstes halbwegs gelungenes Stück. Meinen guten alten Freund versetzte es in eine fast feierliche Rührung, die er nicht nach seiner sonstigen Weise in einem knurrenden Gemurmel verbarg, sondern frei ausströmen ließ. In seiner Freude hielt er die Holzgestalt auch Trutz vor die Augen. Und als dieser lässig und leer an ihr vorbeischnupperte, sprach er wehmütig: Das versteht er nicht! Noch nicht, antwortete ich. Er stutzte: Wie meinst du das, Franz? Nun, ich meine, wenn man heute so viel von der Seele des Tieres faselt, so sollte man dieses Wort einmal schwer und

tief und deutsch verstehen: als Ewigkeit. Er nickte und seine Augen leuchteten hinter der Brille. Mir schenkte er als Weihnachtsgabe die Legenden des heiligen Franziskus, von dem ich noch wenig wußte, obgleich er mein Namens- und Herzenspatron war, wie mein Professor scherzhaft bemerkte. Es war spät geworden. Ich wollte gehen. Er bat mich zu bleiben; er sei überwach und erregt vor Freude. Ich möge ihm zur Beruhigung noch zwei Legenden vorlesen, die vom Bruder Wolf und die, wie der heilige Franziskus die Waldtauben zähmt. Ich las mit wachsender Bewegung und bemerkte erst am Ende, daß mein Zuhörer eingeschlafen war. Auf ewig.

Trutz folgte ihm bald nach. Ich war allein. Es litt mich nicht mehr in der Stadt. Ich beschloß, in eines der entfernten Gebirgstäler zu ziehen, in denen man die Holzschnitzerei betrieb, und dahin auch von Zeit zu Zeit Händler kamen, um die Stücke zu besehen und mitzunehmen in die größeren Fremdenorte. Ich geriet dabei zunächst in dieses Tal und mußte bald gewahren, daß hier mehr Erwerbssinn als Kunst im Schwange war. In meinem Leid jedoch fehlte es mir an Wagelust, weiterzusuchen; sonst hätte ich, wie ich nachträglich erfuhr, manches Alpental gefunden, in dem noch fromme Überlieferung, Einfalt und Glauben das Werkzeug führte. Als ich mich eben mit dem Rest meiner Barschaft in Unterdorf bei einem kleinen Taglöhner einmietete, da erreichte mich die überraschende Kunde, daß ich die Erbschaft meines alten Professors anzutreten hätte. So schenkte mir der tote Freund zu all dem Guten im Leben noch dieses Berghäuschen, das ich um weniges Geld erwarb, in dem ich seit vielen Jahren wohne und arbeite, und in das Sie jüngst der Wettersturm hereingeweht hat."

„Zur glücklichen Stunde", sprach Hans mit Wärme und Kraft.

„Zur rechten Stunde für mich", sagte der Tierschnitzer. „Denn es ist mit dem Leben wie mit manchen Tälern unseres Gebirgs. Vom Haupttal kommt man, zum Ursprung will man. Eine gute Weile wandert man rüstig im ebenen Talgrund, und meint, so ginge es nun immer vorwärts. Aber dann schiebt der Berg den ersten Felsriegel vor. Das Wasser stürzt einem brausend entgegen, durch Busch und Gestein heißt es mühselig klettern, kämpfen um jeden Schritt Höhe. Und plötzlich ist die Klamm zu Ende. Licht und eben dehnt sich die zweite Talstufe. Man vergißt alle Unbill und freut sich des leichten Schreitens. Doch abermals und noch wilder verrammelt es den Weg, und noch steiler trotzt der Fels, bis auch die dritte Stufe erklommen; und in manchem Lebenstal so weiter, Stufe auf Stufe, bis der ewige Firn erreicht ist, der die Quelle erschmelzend speist. So ist es mir ergangen mit meinem Leben, und das heißt mit

meiner Kunst. Die erste Stufe war ertrotzt nach Jahren unsäglicher Mühsal. Tierschnitzer war ich geworden und Tierschnitzer wollte ich bleiben, immerfort steigernd Können und Wahrheit. Aber seit etlichen Monaten fühlt' ich's immer verzweifelter: der Felsriegel ist da. Es geht nicht so weiter. Ich rang mit ihm, ich grübelte, ich arbeitete, ich verwarf — vergeblich! Als der Händler kam, ließ ich ganz entgegen meinem sonstigen Gebaren, leichten Herzens meine Tiere fahren, froh, daß sie mir aus den Augen kamen. Nur die liebsten behielt ich zurück, und auch diese waren mir zuweilen wie verleidet. Furchtbar waren die Nächte dieses Frühlings! Sturm, Sturm und kein Ende. Nie Sterne. Die weiße schlanke Katze neigte sich ganz nah über mich — sie fragte. Das ruhende braune Fohlen hob den Kopf, das arglose Auge — es fragte mich. Nein! Ich fragte mich, ich fragte Gott: Ist es dein Tier geworden, das Tier, das du mir sandtest? Das ich sehe, das ich spüre, das Blut ist von meinem Blut, aber heilig einfältige Seele? Sprach ich die Wahrheit im Holz, so daß man sie schauen, sie greifen kann? Antworte deinem Tierschnitzer, Gottschöpfer! — Gott schwieg. Er schwieg sehr lange, wie es mich kurzatmigen Menschen dünkte.

Aber vor drei Tagen kam diese Frau und brachte mir seine Antwort. Sie trug mir mein eigen Werk, mein verstoßenes Holztier, auf ihren Händen entgegen und sagte, daß es gut sei. Ja, Gotteswahrheit hat sie es genannt und aus dem stummen Wesen die Stimme aller Kreatur vernommen. So kann der Mensch den Menschen nicht missen. Das hab' ich abwendiger Gesell spät, aber nicht zu spät erfahren dürfen. Und mehr noch. Unbegreiflicherweise blieb in der Eile des Aufbruchs das bisher so sorgsam verwahrte Tier auf dem dunklen Wandtisch zurück. Ich fand es, bald nachdem Sie beide gegangen waren, und schickte mich an, Ihnen nachzueilen. Aber indem ich es mit der Hand umgriff und darauf niederblickte, fühlte ich in mir mit wunderlicher Deutlichkeit das Leben und die Weise der Frau, die noch eben mit so holder Liebe darauf niedergeschaut hatte. Augenblicklich durchfuhr mich der kühne Wunsch, sie in Holz zu bilden, dem fragenden Tier die liebende Menschengestalt erlösend gegenüberzustellen. Ein schwindelndes Unterfangen für mich, den Tierschnitzer, der sich bislang um den Menschen nie gekümmert hatte. Aber der brennende Wille und die unsichtbar weiterströmende Gegenwart der mütterlichen Frau rangen dem widerstrebenden Holz Zug um Zug ab. Als Sie am frühen Morgen erschienen und den Hund zurückforderten, gab mir das in den Stunden der Nacht Geschaffte schon den Mut und die Festigkeit, Ihnen sowohl den Hund zu verweigern als eine erwünschte Lösung des Geheimnisses anzudeuten. Und meine Bitte an

die Urheberin dieses kleinen Werks ist die: Nehmen Sie es, als das noch sehr unvollkommene Abbild eines mir widerfahrenen Wunders, in Besitz und Hut. Die Qual des Stockens ist zu Ende. Ich stehe hart vor dem Felsriegel. Neues Klimmen hebt an. Doch die Richtung ist deutlich, die nächste Talstufe das Ziel."

„Und wie heißt sie?" fragte Gertrud.

„Der Mensch", sagte der Mann und stand auf und stand groß und gerade in der Dunkelheit unter den Sternen.

+

Monate waren vergangen, die Wochen des Wanderns fern wie das Gebirge, aber inwendig leuchtend, je länger, je tiefer. Die Gestalt des Holzschnitzers blieb unvergessen, obgleich der Lebenszeichen keine getauscht wurden. Immer wieder erzählte die Mutter, schilderte der Vater, und mit der wunderbaren Kraft der Einbildung beschlossen die Kinder ihn und seine Tiere in den warmen Kreis ihres Daseins. Wenn sie ein weißes Kätzchen laufen sahen, so hieß es voll Zärtlichkeit: „Das ist dem Franz seine Katze." Fuhr der Bierwagen mit den schönen großen Hengsten durch die Straße, so rief sicher eines: „Die müßte der Franz schnitzen!"

Die Alleebäume bogen sich im Herbststurm. Lieschen stand am Fenster. „Wird sein Dach auch gewiß nicht wegfliegen?"

„Aber nein", sagte Heinrich, „da liegen doch die schweren Steine darauf."

Eben das hatte sie hören wollen. Denn nun konnte sie weiter und weiter fragen: „Mutter, wie groß sind die Steine? Rollen die nicht herunter? Geht dort immer der allerstärkste Wind? Wohnt der Franz am höchsten von der ganzen Welt? Kommt er, wenn er tot stirbt, schneller in den Himmel als die Leute in der Stadt?"

Heinrich stand oft mit stillen forschenden Augen vor seinem hölzernen Hund. Die Mutter sah, wie er mit dem Finger den kantigen Kopf entlang tippte. Sie wußte, was im Kind erwuchs. Das Fragen: Wie macht man das? Und das Verlangen: O könnte ich auch einmal —!

Mit Schneegestöber kam der Advent. „Nun ist sein Häuschen ganz eingeschneit", begann die Unterhaltung behaglich. Sie huschelten sich alle um Mutters Nähtisch, auf Armlehne, Fußbank und Kinderstühlchen.

„Was wird er nun machen so allein?„

„Natürlich schnitzen, immer schnitzen."

„Und auch die Kuh füttern."

„Und sie melken und Milch trinken."

„Und dann wieder schnitzen."

„Was denn wohl?"

„Einen Löwen, der fehlt ihm ja noch."

„Einen Bären —"

„Einen Weihnachtsmann", sagte der kleine Gerd.

Da lachten die Größeren: „Das ist doch kein Tier!"

Aber die Mutter sagte ernsthaft: „Ich glaube, er schnitzt jetzt nur Menschen." Sie ließ die Hand mit der Arbeit einen Augenblick sinken. Behend legte Lieschen ihre weiche Wange darauf: „Gelt, dann ist er nicht so allein?"

Zwei Tage vor Weihnachten traf eine Kiste ein. Absender: Franz Loder, Post Unterdorf. Am Abend, als die Kinder schliefen, öffnete sie der Vater. Die Mutter hatte noch in der Küche zu tun. Aber es litt sie nicht lange draußen. Als sie das Zimmer betrat, hatte Hans schon in fliegender Eile alles ausgepackt und auf dem Tisch aufgebaut. Es war eine Krippe mit Josef, Maria und dem Kinde, mit Engel, Hirten, Bauern, Königen und Tieren.

Sie waren lange still. Es war ihnen alles noch ein wenig fremd. „Maria ist das Schönste", sagte dann der Mann, „und sie gleicht wieder dir, Gertrud, wie sie da steht, sich wundert, und nicht weiß, daß sie selber ein Wunder ist."

„O Hans, auch der Josef ist schön. Er ist ein Mensch und einfach wie ein Baum. Und wie anders der Engel über ihnen auf dem Berg! Gleicht er nicht einem herrlichen weißen Vogel mit Geisterantlitz, der sich nur auf einen Augenblick bei den Kindern dieser Erde niederläßt? Gold leuchtet auf Flügeln und Gewand. Aber der Mann und die Frau sind schlicht holzbraun."

„Und da kommen die Bauern gegangen. Steif in ihren altväterischen Sonntagsröcken, jeder für sich, wie sie von ihren einsamen Berghöfen zur Kirche kommen. Nur statt der Bücher in der Hand die Gaben; der ein rundes Brot, der ein langes Brot, der einen Käselaib —"

„Frauen sind auch dabei und Mädchen, in ihren bunten Röcken, Miedern und Schürzen, etwas froher und regsamer als die Männer, Körbe auf dem Arm, Hocken auf dem Rücken, Eier darin, ein Säckchen Mehl —."

„Aber erst die Könige in ihrer Farbenpracht! Blüht nicht die ganze Bergwiese auf? Die Krone der gelben Akelei, der feurige Türkenbund, dieser Mantel lila wie die Orchis, dieses grüne Gewand blaubesternt wie Enzian —"

Doch schon hatte Gertrud ein Neues erblickt, was sie größer dünkte als alles andere. Das waren die Hirten zu Füßen des Berges, der den Engel trug. Als ob nach gar ernsten und rührenden Melodien vereinzelter Stimmen, Flöten- und Geigenklänge nun plötzlich der volle tiefe warme Menschenchor sich erhübe zu gemeinsamer Lebensgewalt, so schwoll durch dieses Hirtenvolk eine einzige himmelgewendete Bewegung. In jedem gewann sie andere Gestalt: der eine hob Haupt und Hände zum verkündenden Engel empor, der andere hatte in einfältiger Ehrfurcht den breitkrempigen Hut abgezogen. Einen weißhaarigen Alten hatte das Wunder übermannt, seine steifen Knie schienen zu zittern, er mußte sich mit beiden Händen auf seinen Hirtenstock stützen. Ein anderer hielt die Hand lauschend an die Ohrmuschel, daß ihm kein Wort der Engelsbotschaft entgehe. Den hatte frommes Erschrecken in die Kniee gedrückt. Jener umschlang in überwallender Freude seinen miteilenden Gefährten. Aber alle fühlten sie e i n Gefühl, atmeten sie e i n e n Atem des Geistwindes, der über sie wehte. Und mit einemmal erschien der Engel auf dem Berge als der Vollbringer des Gottesbefehls, der durch ein einziges Lichtwort die verstreuten Hirten zum bluteinigen glaubenden Volke schuf.

Der Tierschnitzer war Menschenschnitzer geworden. Das verspürten die beiden fast bestürzt in dieser Nachtstunde vor der Krippe.

Aber dem Tiere hatte er darum nicht die Treue gebrochen.

Als am Weihnachtsabend die Kinder vor der Krippe ihres unbekannten Freundes standen und des glücklichen Schauens und Fragens kein Ende fanden, da entzückte sie eines aufs höchste.

Über das Christkind, das frei und bloß und wohl auch ein wenig frierend auf dem Moosgrunde lag, neigte sich in holdestem Mitleid eine kleine schlanke weiße Katze.

Von Art und Leben deutscher Volkstrachten.

Von Prof. Dr. Johannes Künzig.

Wo Volkstracht noch wirklich lebendig ist, darf man von vornherein überzeugt sein und wird es immer bestätigt finden, daß es da auch mit der Treue zu dem übrigen Vätererbe in Volksglauben, Sitte, Brauch, Lied usw. noch gut bestellt ist. Es müssen also wohl innere Zusammenhänge bestehen. Und wenn wir diesen Zusammenhängen nachsinnen und nachspüren, kommen wir zur Umkehrung unseres ersten Satzes, nämlich zu der Feststellung: nur wo dies Festhalten an der eigenen und überlieferten Art noch ein bedingungsloser Bestandteil der ganzen Gesinnung ist, nur da kann man noch eine eingewurzelte Tracht erwarten. Volkstracht ist das mit Stolz und Bewußtsein getragene Eigenkleid einer kleineren oder größeren Gemeinschaft, sei es einer kleineren Dörfergruppe, eines ganzen Tales oder eines gewissen Stammesgebietes. Wo die Gemeinschaft, das innere und äußere Zueinanderstehen, das Sichzueinanderbekennen nicht mehr da ist, zerfallen ist, da wird die Tracht nicht mehr aus sich leben können. Man kann sie vielleicht zu besonderen festlichen Gelegenheiten wieder hervorholen, „zusammenstellen", aber das bleibt natürlich nur ein künstliches Tun, ein Zeigen; man kann die in Abgang gekommene oder in Auflösung begriffene Tracht, was weit schlimmer ist, zum Geschäftemachen mißbrauchen, etwa, um den Fremdenverkehr anzulocken. Wiederbeleben wird man die Volkstracht auf diesem Wege nicht, eher wird man sie — ohne das natürlich zu wollen — dadurch weiter zurücktreiben: die seither in diesem Lebenskreis oder in angrenzenden Gebieten noch mit Zähigkeit daran festhielten, mögen sich eines Tages zu schade dafür sein, mit den Salontrachtenträgern auf eine Stufe gestellt zu werden.

Vieles andere wäre noch zu nennen, was in der hinter uns liegenden Zeit angeblich zur Pflege der Trachten geschah, in Wirklichkeit ihnen aber abträglich war. Erwähnt seien in diesem Zusammenhang so mancherlei großstädtische Aufzüge, bei denen man die Trachten nur als Füllsel, als Dekoration hinzuzog, in Anordnung oder Aufmachung solcher Aufmärsche aber zumeist jede Ehrfurcht vor den Trachtenträgern vermissen ließ. Manche Bauerngruppe wurde ahnungslos einmal dazu mißbraucht, war aber dann so ernüchtert, daß sie sich nie mehr für ähnliche selbstsüchtige Zwecke eines „Veranstalters" einspannen ließ. Etwas wesenhaft Anderes ist es, wenn die Trachtenträger in ihrem eigenen



Aufn. Hans Retzlaff, Charlottenburg

Friesinnen von der Insel Föhr

Lebensraum sich zu frohem Trachtentreffen zusammenfinden, oder auch, wenn sie zu stolzer Bauernkundgebung in ihrer Stadt, d. h. der Stadt ihres Wirtschafts- und Kulturgebietes, sich einfinden. Ein unvergeßlicher großer Ehrentag dieser Art war für die Volkstrachten das Erntefest des neuen Reiches. Aber diesen Tag gab uns das Bauerntum, und wir waren die Gäste.

Vielen Städtern ist vielleicht dabei zum erstenmal aufgegangen, daß wir in unserem, modernen und westlichen internationalen Einflüssen jahrzehntelang breit geöffneten Land doch noch erstaunlich und erfreulich viel eigenständige Art uns gerettet haben. Wir standen inmitten eines kraftbewußten Bauerntums, dessen Züge sich unbedingt einprägten: wetterharte, gebräunte, von Mühe und Schaffen gefurchte Gesichter, voller Charakter und Arbeitsadel. Aber doch welcher äußere, mindestens scheinbare Unterschied zwischen den Gruppen, die im Allerweltsgewand daherkamen (ein Werturteil soll das nicht sein, denn viele Gegenden haben ohne eigene Schuld vor Generationen ihre Tracht eingebüßt) und den Trachtenträgern. Nicht nur, daß die Bauerntracht einen besonderen ihr innewohnenden Sinn für die charakterisierende Umrahmung des Gesichtes zu haben scheint. Alle, die Tracht trugen, waren sich sichtlich bewußt, daß sie in einem Kleid der Ehre und Würde ihres Standes gingen, ja daß sie in dem Gewand der Väter und Mütter bewundert wurden. Und mag dieses Bewußtsein im Einzelfall auch einmal schwächer sein, wirksam ist es trotzdem und formt den Trachtenträger in seiner Haltung. Vor allem aber gliedert die Tracht ihre Träger in die Gemeinschaft ein, und das tritt ebenso eindrucksvoll in Erscheinung, wenn die trachtentragende Gemeinschaft an Freud oder Leid des einzelnen teilnimmt (bei Hochzeiten oder dem Grabgeleite) wie auch bei den gemeinsam gefeierten Festen.

Als reichhaltigste, besterhaltene deutsche Trachtengebiete dürfen wohl die Landschaft der Hessen, besonders die Schwalm und der Schwarzwald, gelten: welche Mannigfaltigkeit der Farben und Formen von Tal zu Tal, nicht selten von Dorf zu Dorf!

Im badischen Schwarzwald z. B. kennt das Kinzigtal mit den anschließenden Seitentälern sechs bis sieben deutlich unterschiedene Trachtengruppen — und es ist eine wahre Augenweide, wenn sie bei einem sommerlichen Fest sich untereinander mischen. Wie leuchten da zwischen den knorrigen Gestalten stolzer Hofbauern und behäbiger, würdevoller Bäuerinnen die schlohweißen Puffärmel der Buremaidli, ihre seidenen Brusttücher mit den bunten Blumenmustern, die reichbestickten Koller und Halskrägelein. Am prachtvollsten aber der Kopfputz: äußerst impo-

samt der mächtige und doch keineswegs unförmige Bollenhut der Gutacherin, ein kühn geschwungener Florentinerhut mit roten Wollbollen (die verheirateten Frauen tragen statt dessen schwarze Wollbollen). Darunter aber lugt, die Augen überschattend, ein reizendes Tüllschleierlein hervor. Reizvoll paart sich so das Imposante mit dem Zierlichen. Der Stolz der Schwarzwälder Braut und Brautbegleiterin ist das üppige Schäppele, eine Brautkrone aus Hunderten von Glasperlen, Glaskügelchen, Spiegelchen und allerlei Flitterwerk. In einzelnen Gebieten hat man seit neuerer Zeit das Schäppele durch ein entzückendes Brautkränzlein, Rollen- oder Bortenkränzlein ersetzt, wie es etwa die Mühlenbacherinnen tragen: silbrig glänzend umrahmt es das Gesicht und wie neckisch und kokett tanzen dazu bei der kleinsten Bewegung die herabhängenden Glasperlen! Die Frauen aber schmückt die sogenannte Goldhaube, eine einfache Bandkappe, deren Boden und Seiten ganz von einer breiten Goldbrokatspitze bedeckt sind. Ein unübertreffliches Bild, wenn in der alten Dorfkirche des Sonntags oder etwa bei einer Trauung die Sonne durch die Scheiben bricht und einige Hundert solcher Goldhauben aufleuchten (alle ohne Ausnahme tragen die Tracht), davor die bunten Fransenbrusttücher der Mädchen, gegenüber auf der Männerseite in wirksamstem Kontrast aber das Schwarz der Bauernjoppen. Als gefälligste und lebendigste der Schwarzwälder Trachten aber möchte ich die Elztaler und Glottertaler Mädchentracht bezeichnen: alle Überladung vermeidend oder ablegend, die schweren Stoffe durch leichtere und gesundere ersetzend, hat die Tracht, die noch so gut wie alle tragen, sich weiter entwickelt zu schlichter, schmucker Schönheit: hellblaue Röcke, mit schwarzen Bändern abgesetzt, das schwarze Samtmiederchen, ein in Gold oder Silber gesticktes Blumenmotiv auf dem Halskrägelchen, dazu weiße Puffärmel der Leinenhemden, schließlich ein leicht geschweiftes weißes Schäferhütchen, das Schnapphütchen, mit flatternden schwarzen Samtbändern erscheinen so unbedingt kleidsam, so diesen Mädchen auf Gesicht und Erscheinung zugeschnitten, daß man unwillkürlich die wenigen, falsch beeinflußten Mädchen dieses Tales bedauert, die solch ein Eigenkleid aufgeben zugunsten eines Allerweltsputzes. Von der Elztaler Tracht aber können wir eine wichtige allgemeingültige Lehre noch entnehmen: diese Tracht ist nicht stehengeblieben in erstarrten Formen, sie hat in Schnitt, Stoff, Farbe, bequemerer und gesunderer Ausführung sich dank geschickter Trachtennäherinnen leicht weitergewandelt, ohne die Grundform aufzugeben. Aber gerade dieses dem Kultur- und Geschmackswandel Rechnungtragen hat die Tracht am Leben erhalten. Völlig verkehrt, wenn Theoretiker, Leute

mit reiner Museumseinstellung in der Trachtenpflege verlangen, daß eine Tracht in allen Einzelheiten sklavisch festgehalten werden müsse; dadurch verurteilt man sie am ehesten zum Untergang. Nein, freuen wir uns, wenn eine Tracht aus sich heraus Entwicklungsfähigkeit zeigt, es ist ein Zeichen, daß sie tatsächlich noch lebt. Wohl freilich darf man — und muß man erforderlichenfalls — mit behutsamer Hand diese Entwicklung in die rechten Bahnen lenken.

Echtes rechtes Trachtenleben herrscht auch noch in Oberhessen, in den Bauernlandschaften der Schwalm, des Schlitzer Ländchens, der Marburger Gegend usw. Daß die Tracht besonders in der Schwalm noch gut verankert ist, erkennen wir vor allem daran, daß die Männer noch Tracht tragen. Leichter und früher als Frauen und Mädchen haben sie ja sonstwo leider die Tracht abgelegt. Um so mehr schätzen wir die Trachtentreue des Schwälmers. Und welch prächtige Gestalten tauchen da vor uns auf: wirkt nicht der hartgemeißelte Kopf eines Schwälmerbauern mit seinem energisch geschlossenen Mund, der kühnen Adlernase und den buschigen Augenbrauen wie ein bäuerliches Gegenstück zu Friedrich dem Großen! Und wie paßt dazu der hochgeschlossene Rock mit dem umgelegten Hemdkragen und der respektable Krempenhut (Zweispitz)! Nicht weniger imponiert eine Schlitzer Bäuerin in der Abendmahlstracht oder das von der harten Arbeit der Gebirgsbauernwelt gezeichnete Antlitz der Hubbelfrau aus dem Knüllgebirge (mit der „Bätzelchen" genannten Bänderhaube). Auch hier ist die Tracht wahrlich Wesensausdruck ihrer Träger. Freudiger natürlich, farbenfroher und doch auch einer beträchtlich alten Tradition treu ist die Tracht der Jugend: zwei frisch-fröhliche Hessenmädchen zeigen uns die Tracht der Marburger Gegend. Außer den hübschen Blumenmustern des weitausgeschnittenen Mieders fällt hier vor allem das originelle „Stülpchen" auf, gar witzig auf den zu einem „Schnatz" zusammengedrehten Zopf aufgesetzt. Wer erinnert sich nicht an den Vers aus dem Märchen von der Gänsemagd:

„Weh, weh, Windchen,
Nimm Kürdchen sein Hütchen,
Und laß'n sich mit jagen,
Bis ich mich geflochten und geschnatzt,
Und wieder aufgesatzt!"

Auch die Schwälmerin, die junge und die alte, trägt das Stülpchen, nur hat es hier nicht die Dreieckform der Marburger Gegend, sondern gleicht eher einem Krönchen. Im übrigen ist die Schwälmerin ziemlich

aufgepludert durch ihre 10—14 Unterröcke, die beim Tanz treppenförmig ansteigen — eine Häufung, die man allerdings wohl eher spaßig als schön empfinden mag. Von den Trachten der Hessenmädchen sei indes als sehr schmuck und farbenfroh noch die der Schlitzerinnen genannt: reich geblumte Schürzen und glockenförmige Fältelröcke mit einer ganzen Reihe querlaufender Bunt- und Zierstreifen zeichnen sie vor allem aus.

Es ist nicht die Möglichkeit noch die Absicht, weitere Trachtengruppen hier darzustellen, nur drei gar weit auseinanderliegende Trachtentypen seien noch genannt — die schlanken blonden Friesenmädchen von Föhr mit dem reichen Silberfiligranschmuck, Bäuerinnen als Vertreter bayrischer Tracht und aus dem Osten, der sonst im allgemeinen ernstere und einfachere Trachten kennt, die schmucken Schönwälderinnen aus Oberschlesien.

Im übrigen mußten sich vorstehende Ausführungen darauf beschränken, einen ersten Einblick in Leben, Wesen und Mannigfaltigkeit der Volkstracht zu vermitteln, und das geschah mit Absicht an Hand zweier Gebiete, in denen die Tracht nicht im Zerfall begriffen ist oder nur noch in Resten vorkäme, sondern wo sie vielmehr noch die ganze Gemeinschaft umfaßt. Hier nur werden wir das wahre Wesen der Tracht, ihre Entwicklungsgesetze beobachten können. Und wir vermögen da zu erkennen, wie bei aller Treue zum Trachttragen, d. h. zum Standes- oder Gemeinschaftskleid, kein stures Festhalten um jeden Preis herrscht, sondern lebendiges Weiterentwickeln, Austausch einzelner Formen, Angleichung an veränderte Daseinsbedingungen. Eine wichtige Einsicht für unsere gesamte Einstellung zur Trachtenerhaltung oder Wiederbelebung.

Diese brennende Frage selbst kann hier vorerst nur noch gestreift werden. Von vornherein halte ich eine Trachtenbewegung oder Trachtenpflege nur dann für aussichtsreich, wenn sie aus starkem Gemeinschaftsbewußtsein herauswächst. Alle Versuche umgekehrter Art, also in zersplitterte Verhältnisse die Tracht einzupflanzen, werden künstliche Aufpfropfungsversuche bleiben und müssen über kurz oder lang scheitern. Nun ist aber, Gott sei Dank, bereits in dem ersten Jahr der deutschen Erhebung ein mächtiges Volksbewußtsein, ein Gefühl der Verbundenheit wieder unter uns aufgestanden, wie wir es seit dem Kriegsausbruch 1914 nicht mehr gekannt hatten. Und dieses große Gemeinschaftswollen ist im Zuge, langsam aber sicher auch die weitgehend zerrütteten Lebensgemeinschaften in Dorf und Stadt wieder zusammenzuschweißen. Damit bereitet sich ein neuer Mutterboden, auf dem



Aufn. Hans Retzlaff, Charlottenburg

Schwälmer Geschwisterpaar im Sonntagsstaat

Gemeinschaftsgüter wie Volkslied und Volkstracht naturhaft gedeihen werden; sie werden ebenso Ausdruck sein der wiedergewonnenen Gemeinschaftsgesinnung wie umgekehrt deren Bindemittel und Nahrung. Darf ich ein kleines ermutigendes Beispiel jüngster Beobachtung erwähnen? Ein Landstädtchen der Baar, aus Bürgern und Bauern zusammengesetzt, mit viel Sinn und Stolz für geschichtliche Überlieferung, hat den Zusammenhang mit heimatlicher Art seit Generationen, wenn nicht gänzlich verloren, so doch recht schwach werden lassen. Heute ist man mit vorbildlichem Eifer und bereits erkennbarem Erfolg dabei, sich wieder in das Volkstum der umgebenden Landschaft einzugliedern, hat alte Bräuche zur allgemeinen Begeisterung wieder eingeführt, pflegt altüberlieferte Lieder und Tänze und hat unter Anleitung einer tüchtigen Trachtennäherin eine Mädchengruppe zusammengebracht, die in eigener sorgfältiger Arbeit das Nähen und Besticken der Tracht wieder erlernt und sie sich so im wörtlichen Sinn zu eigen macht. Bald werden diese Mädchen mit Stolz die von ihnen gefertigte Tracht tragen. Ein ausgezeichneter Weg, mutig beschritten trotz einzelner Nörgler und Pedanten. Ich bin überzeugt, in nicht ferner Zeit werden es nicht einige, sondern Hunderte solcher Fälle sein. Aber man überstürze die Dinge nicht, sondern lasse die Situation reif werden. Das heißt indes nicht, die Hände in den Schoß legen. Gewaltige Vorarbeiten sind insgesamt und im einzelnen zu leisten: zum nächsten heißt es, die noch immer reiche deutsche Überlieferung an Trachten kennenzulernen durch Besuchen der Trachtengebiete vor allem, ferner durch Vermittlung der Trachtenkunde in Wort, Bild und Schrift, durch gründliche Beschäftigung mit den Problemen der Volkstracht; wo es angängig und möglich scheint, auch wohl schon durch Lehrgänge und Anleitungen zum Trachtennähen und -sticken. — Sind dies nicht alles hervorragend schöne Aufgaben für die NS-Frauenschaft? Haben wir Geduld, bis — je nach den örtlichen Verhältnissen — der Tag der Aussaat kommt, aber bereiten wir den Acker und sorgen wir beizeiten für die Arbeitskräfte, die wir dann einsetzen müssen.

Wie kleide ich mich deutsch, geschmackvoll und zweckmäßig?

Von Agnes Gerlach.

Kraftvolles Volkstum muß sich innerlich und äußerlich beweisen. — Dr. Achim Gerke, der Leiter des deutschen Rassenamtes, hat dies einmal in folgende Worte zusammengefaßt: „Schön ist der Kräftige, der Gesunde, in dem das Leben sich blühend in den Zügen seines Gesichts und in den Linien seines Körpers beweist. — Das erdhaft Kräftige, Urdeutsche, Gesunde ist für uns schön. — In diesem Ideal einer ewig alten, ewig neuen Schönheit ruht die Erhaltung unserer Art und unserer Lebenstüchtigkeit. — Die Modezeitungen, die degenerierte Frauen als Typ und Vorbild zeigen, werden mit uns zu kämpfen haben. Alle Dinge des täglichen Gebrauchs werden sich dem großen Gesichtspunkt unterzuordnen haben, daß Schönheit, Gesundheit, Kraftfülle sich deckende Begriffe sind." —

Deutsches Volkstum ist allzulange fremden, zersetzenden Einflüssen preisgegeben gewesen. Seit der engeren Berührung mit der südlichen Welt hat das deutsche Volk sich immer weiter von seinen eigenen Werten entfernt, bis die Entartungserscheinungen fremder Kulturen sich auch gefahrdrohend für das eigene Volkstum und den Volksbestand auswirkten. — Das gilt auch auf dem Gebiet der Frauenkleidung, bei der das fremde Vorbild nicht nur zu einer körperlichen, sondern auch zu einer seelischen Entstellung und Schädigung führte, also volkszerstörend und rassezersetzend wirkte. Nicht nur, daß das Schönheitsideal einer fremden Rasse rein körperlich ein anderes ist, auch die Stellung der Frau innerhalb des fremden Volkes wird aus seiner anderen Veranlagung eine andere sein. Es ist rassebestimmt, ob eine Frau als freies Wesen geachtet oder als Weibchen gehalten wird. Solche Grundhaltungen müssen aber auch wesentlich die Kleidung der Frau bestimmen. Der südliche „Darbietungstyp" wird seine Kleidung dem Zurschaustellen unterordnen, der nordische „Leistungstyp" seinem Tätigsein. Das südliche Frauenideal ist die jugendliche Geliebte, das nordische die mütterliche Frau. Das Zurschaustellen verleitet zur Entstellung des Körpers, das Tätigsein verpflichtet zur Pflege des Körpers. — Schon diese Andeutungen zeigen, welch wesensverfälschender und zersetzender Einfluß von einer Mode ausgehen muß, die aus fremdem Artgesetz geboren und von fremder Rasse geführt ist, wieviel mehr aber noch, wenn diese selbst schon Verfallszeichen trägt.

Seit der Jahrhundertwende hat sich nun glücklicherweise eine starke Welle der Selbstbesinnung in Deutschland erhoben, die auf den verschiedensten Gebieten und in den verschiedensten Bewegungen ihren Ausdruck fand. Der Entartung wurde der Wille zur Gesundheit von Körper und Seele entgegengestellt, und im künstlerischen Empfinden suchte dieser Wille seinen Ausdruck und sein Sinnbild, weithin nachfolgend gekennzeichnet durch den Aufbruch der deutschen Jugend, der deutschen Jugendbewegung, deren Weg nun schon vorbereitet und geebnet von den vorausgegangenen Bestrebungen war. Dieser innere Aufbruch wurde durch das Kriegserleben noch verstärkt und fand nun in der nationalsozialistischen Erhebung und in der Bildung des neuen deutschen Staates seine Erfüllung. Damit wurden auch breiteste Volkskreise völkischem Erneuerungswillen zurückgewonnen. Da jedoch auch das Kriegserleben allein nicht vermochte, die Deutschen ganz zu sich selbst zu führen, und die Nachkriegsjahre bewiesen haben, daß fremdes Wesen und zersetzender Einfluß wieder allzuleicht Gefolgschaft fanden, so ist auch jetzt die Gefahr noch nicht gebannt, daß fremdes Wesen, teils unter der Maske der Förderung deutscher Belange, teils auf vorhandene Unerfahrenheit bauend, sich wieder einzuschleichen sucht. Am Beispiel der Kleidung kann das leicht bewiesen werden, denn gerade sie ist der sichtbare Ausdruck solcher Beeinflussung, die sich besonders auf die leichter beeinflußbaren Frauen auswirkt. — Obwohl sich durch die deutschen Bemühungen seit der Jahrhundertwende das gesundheitlich einwandfreie, handwerklich und künstlerisch vorbildliche Kleid auch in der Weltmode durchgesetzt — also germanisch-nordisches Gesundungsstreben Eingang gefunden hat —, so zeigen sich doch immer wieder zersetzende Einflüsse. Wenn z. B. in der Mode Formen bevorzugt werden, die Körperformen entstellen oder unnatürlich hervorheben, so ist dies ein Beweis für fremde Einflüsse, denen das Zurschaustellen des Körpers artgemäß ist. Der nordische Mensch zeigt eine gesunde Körperfreude ohne unnatürliches Preisgeben, er ist wie seine Natur zurückhaltend — stolz und doch anmutig. Zeigen sich bei der Frauenkleidung Merkmale einer Geschlechtsverwischung, wie das Betonen eines schmalen Unter- und eines breiten Oberkörpers, also ein Anlehnen an männliche Körperformen, so sind das Entartungserscheinungen einer fremden Rasse, die fortpflanzungsfeindlich und daher volkszerstörend sind. Gesunde Rassen werden Geschlechtsunterschiede nicht künstlich verwischen. — Die Frauen werden deshalb auf solche Erscheinungen ein ganz besonderes Augenmerk zu richten haben, sie haben die Verpflichtung, im Sinne einer Volksaufartung und der Hebung der Rasse alle Zersetzungserscheinungen abzu-

wehren. Es gilt deshalb solche Formen zu bevorzugen, die geeignet sind, dem völkischen Erneuerungswillen zu dienen, und ihm Ausdruck zu verleihen. So erfreulich es ist, daß sich die deutschen Frauen wieder zur nordischen Rasse bekennen und sich der äußeren Merkmale, blonder Haare und blauer Augen erfreuen, so undeutsch ist es, mit künstlichen Mitteln eine andere Haarfarbe vorzutäuschen oder mit Schminke Jugendlichkeit und Gesundheit. — Die Frauen sollen nicht gedankenlos und unüberlegt Äußerlichkeiten hinnehmen, denn Äußerlichkeiten sind der Ausweis eines inneren Verhaltens. Die deutsche Modepresse und Modeindustrie, die durch Gewöhnung und wirtschaftliche Beeinflussung solange vom Ausland abhängig war und in dieser Abhängigkeit aus erklärlichen Gründen noch immer von dort aus zu halten gesucht wird, wird sich nicht mit einem Schlag vom Ausland lösen. Dessen sollten sich die deutschen Frauen bei ihrer Wahl bewußt sein. Sie müssen auch ganz besonders ihrer wirtschaftlichen Verantwortung eingedenk sein. In ihrer Macht liegt es, einen entscheidenden Einfluß auf die deutsche Wirtschaft auszuüben, da $^2/_3$ des gesamten Volkseinkommens durch ihre Hände fließen. Ihre Nachfrage beeinflußt das Angebot. Sie können selbst dazu beitragen, eine unnötige Einfuhr, die vom Ausland abhängig macht, zu vermeiden, und sie können durch ihre Wahl veranlassen, daß deutsche artgemäße Formen bevorzugt und erzeugt werden. Sie sollten nichts kaufen, was rasch vergänglich ist, was schlecht gearbeitet oder aus schlechten Stoffen hergestellt ist, was ihnen nicht steht, nicht zu ihnen paßt, sie entstellt oder entwürdigt. Daß auch die ausländische Modeerzeugung sich deutschen Belangen und Forderungen anzupassen versteht, beweist ja, daß die deutschen Vorbilder, die selbständige, unabhängige deutsche Frauen- und Künstlerkreise geschaffen haben, Eingang in das ausländische Modeschaffen gefunden haben. Die ausländische Modegestaltung hat sich diesen Einflüssen, diesem Bemühen um eine sinngemäße und gesundheitsgemäße, natürliche Formgebung nicht entziehen können, ja diese Vorbilder haben so weit Eingang und Nachahmung in ausländisches Schaffen gefunden, daß versucht wird, die deutschen Erfolge auf diesem Gebiet in ausländische, d. h. in Erfolge der Pariser Mode umzubiegen. Dieses Verleugnen ist aber leicht zu widerlegen durch die gesamten Erfolge auf deutschem kunsthandwerklichem Gebiet, die bei den internationalen Ausstellungen der letzten Jahre erzielt wurden. Das deutsche Schaffen hat sich dank der zielbewußten Arbeit deutscher Künstlerkreise als führend erwiesen. Diese Erfolge sollten ein Ansporn sein, auch die letzten Beeinflussungsversuche erfolgreich abzuwehren. — Bei allen besten deutschen Erzeugnissen ist die innerste

Grundrichtung immer die gleiche, das Durchstoßen zu den eigenen Wesenskräften, zu einer gesunden, echten unverbogenen und frohen Lebensbejahung, zu Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit und Echtheit. — Von dieser Grundhaltung sollten sich deutsche Frauen immer bewußter bei ihrer Kleidgestaltung leiten lassen. — Die Kleidung soll gesundheitlich und volklich — und damit sozial und ethisch vorbildlich, volkswirtschaftlich, künstlerisch und technisch einwandfrei gestaltet sein.

Die Kleidformen sollen sich dienend dem Körper unterordnen, ihn nicht entstellen und verkrüppeln, wie dies um die Jahrhundertwende der Fall war. Sie sollen nicht aufreizend wirken und damit eine niedere Einschätzung des männlichen Triebes beweisen, sie sollen einer gesunden Lebensfreude dienen, in gesunder Achtung und Wahrung der Geschlechter. Sie sollen sinngemäß den Gelegenheiten des Tages und der Tätigkeit angepaßt sein, sie sollen nicht bewegungshemmend wirken und mit überwundenen Verkehrsverhältnissen rechnen, wie enge Röcke, Schleppen, spitze und hohe Schuhe — alles Formen, die die Bewegungsfreiheit herabsetzen und von Verkehrsmitteln abhängig machen. — Die Festkleidung steht wohl unter anderen Gesetzen, aber auch hier kann sich in echter, gesunder Schmuckfreude ein gesunder Gestaltungswille ausweisen, der sich nicht an Sinnlosigkeiten und Perversitäten verbrauchen muß. Die Kleidformen sollen auch nicht den Gesetzen der Zeit widerstreben durch ein Nachahmen von historischen oder überlebten, sinnüberholten Formen. So ist z. B. auch ein Festhalten an Äußerlichkeiten von Trachten, gerade wenn sie sehr hinderlich sind, deshalb nicht gutzuheißen. Nur was von neuem Leben und neuem Volksbewußtsein durchblutet, sich als zeitlos oder überzeitlich erweist, ist zu erhalten und zu pflegen. Immer soll der Mensch, seine Lebensaufgabe und Lebensfreude formführend und formbestimmend sein, nicht Geldbesitz, Machtdünkel, Halbwelt- oder Hochstaplertum. — Schon die Wahl des Materials gibt Gelegenheit, volkswirtschaftliches Denken und Wertbewußtsein zu beweisen. Deutsches Können, handwerkliches und industrielles, hat zu hochwertigen vorbildlichen Leistungen geführt, die auch den Weltmarkt nachweislich beeinflußt haben. Es ist deshalb ein leichtes für die deutsche Frau, eine Wahl zu treffen, die deutscher Wirtschaft und ihr selbst dient und nützt. — Die deutsche Industrie, so z. B. die Kunstfasererzeugung, tut das ihre, um den deutschen Markt unabhängig von fremden Rohstoffen zu machen, und die deutsche Farbenindustrie sorgt durch die Haltbarkeit der Farben für die Haltbarkeit der Stoffe. Bei der Wahl des Materials und der Farbe muß aber die Trägerin und ihre Art mitbestimmend sein. Schwere und stark gemusterte Stoffe eignen sich nicht

für kleine und zierliche, auch nicht für sehr starke Gestalten. Sinn für richtiges Maßhalten ist eine wesentliche Voraussetzung harmonischer Kleidgestaltung. Dies gilt auch für die Wahl von Musterungen und ihre Verwendung. Leider ist der Sinn für eine edle, sinngemäße Musterung noch recht gering, und Stile aller Zeiten und Völker werden noch häufig gedankenlos nachgeahmt, oder noch schlimmer in sogenannter „moderner" Weise verkünstelt und entstellt. Bei Stoffdrucken, Stickereien und Spitzen ist noch ein chaotisches Formengewirr festzustellen, obwohl gerade auch hierin in Deutschland schon Vorbildliches geleistet wird. Besonderen Schaden hat hierbei der Einbruch der Maschine angerichtet, die alle Handtechniken nachgeahmt hat und so schon eine wesentliche Voraussetzung für richtiges Formsehen verkümmert und verdorben hat, nämlich daß Formen und Muster nur dann edel und echt sind, wenn sie aus ihren eigenen Strukturgesetzen gefunden und nicht von anderen Techniken geborgt oder nachgeahmt sind, also etwas anderes vortäuschen wollen. Trotzdem können auch Formen, die in ihrer ursprünglichen Technik ausgeführt werden, wie bei Handspitzen und Handdrucken, nicht mehr zeit- und wesensgemäß sein, wenn sie einen Formenschatz wiederholen, der zu anderen Zeiten sinngemäß und zeitbedingt war, einem bestimmten Repräsentationsgefühl oder einem Volksausdruck diente. Dies gilt besonders für alle zeichnerischen Musterungen. Musterungen, die sich an das Stoff- oder Fadengefüge halten, also „textil" richtig sind, werden nie so zeitgebunden sein. — Wenn aber bei Stoffmusterungen historische Formen vermieden und dafür ein wahlloses Spielen mit naturgetreuen oder natürlich sein wollenden Mustern einsetzt, oder schlimmer noch, beides durcheinander gemengt wird, wie das auch bei Spitzen und Stickereimustern der Fall ist, so zeigt das eine innere Halt- und Ratlosigkeit und ein gefühlloses, unempfindliches, rohes Mißbrauchen von Formwerten, die doch, wie auch die Handschrift, für den Kundigen ein so sichtbarer Seelenausdruck sind. Hierfür muß das Verantwortungsgefühl und das natürliche Feingefühl der Frauen besonders aufgerufen werden, da dieses durch die chaotischen Eindrücke der Großstadt, Presse, Verkehr und Radio in so weitgehendem Maße abgestumpft und verdorben ist. Ganz besondere Verantwortung tragen hierbei die Frauen, die selbst tätig sind, sei es als Laien oder im künstlerischen Beruf. Gerade aber auch die Laienarbeit muß wieder von stärkster Verantwortlichkeit getragen und nicht nur ein sinnloses, mechanisches und gedankenloses Nachahmen sein. — Erfreulicherweise bietet ja heute der Handarbeitsunterricht in der Schule schon beste Ansätze und gute Voraussetzungen dafür. — Wie bei der Musterung so muß bei

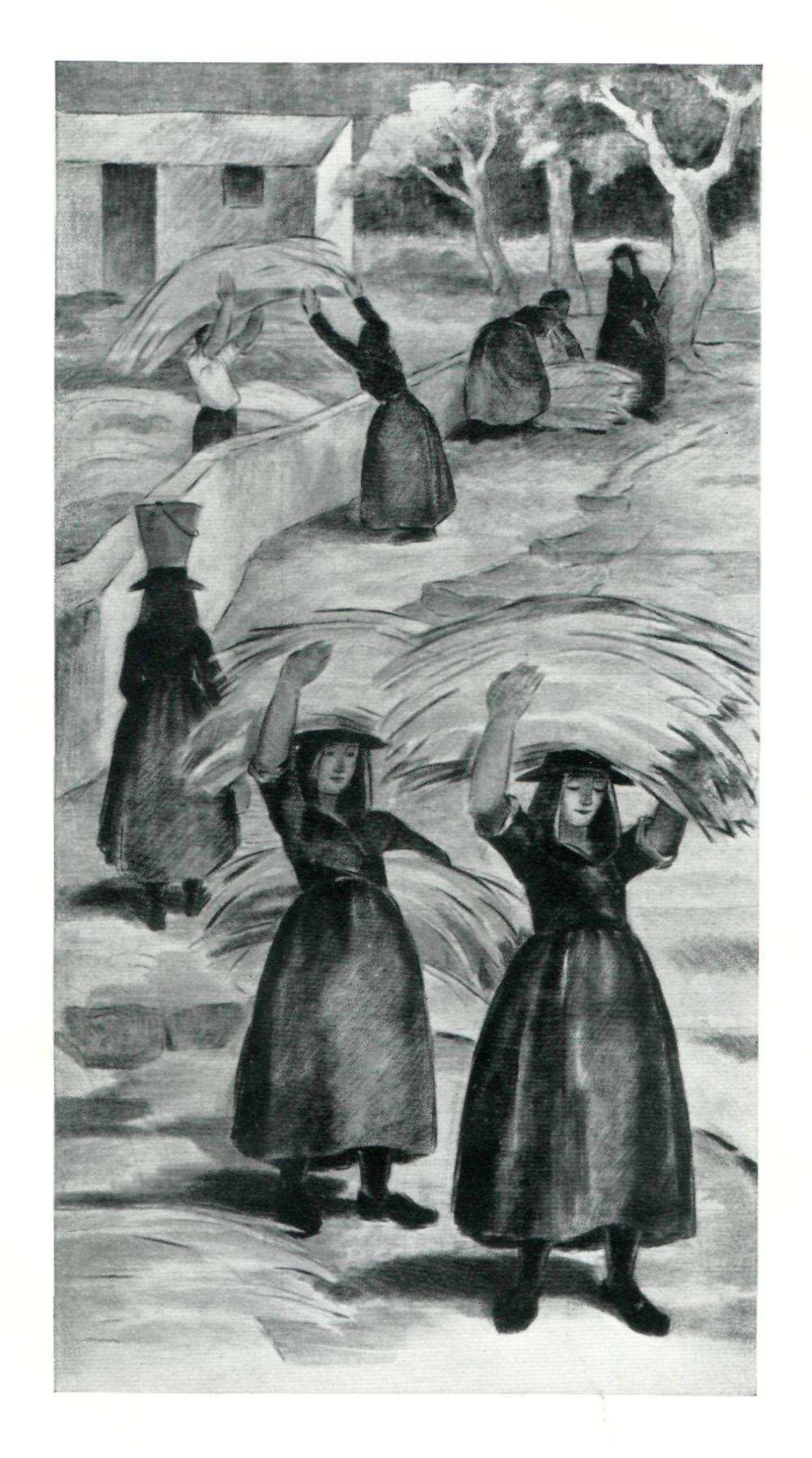
der Verwendung der Gewebe auch größte Sorgfalt walten. Starke Streifenmusterungen oder Fadengefüge sollen nicht sinnlos zerschnitten, sondern sinnvoll gestaltet werden. Die Linienführung des Kleides muß sich ebenso nach der zu bekleidenden Figur wie nach der Stoffart und dem Gewebe richten. Gerade auf dem Gebiete der Handwebereien wird heute in Deutschland Hervorragendes geleistet. Solche hochwertigen Stoffe erfordern eine gleich wertvolle Verarbeitung, um das Material nicht dadurch wieder zu entwerten und in seiner Wirkung zu beeinträchtigen. Wichtig ist aber auch bei der Verwendung von Geweben ihre Einwirkung auf den Körper zu berücksichtigen, damit sie nicht luftabschließend wirken und die Hautatmung verhindern. Auch dafür wird schon in ausgezeichneter Weise in der Herstellung gesorgt, es gibt sehr gut aussehende, wirkungsvolle und im Gebrauch bewährte poröse Gewebe. Die Unannehmlichkeiten künstlicher Gewebe durch Erzeugung eines Kältegefühls sind von der Industrie auch schon weitgehend überwunden. — An die Unterkleidung sind solche Anforderungen besonders zu stellen. Sie hat auch schon in ihrer Formgebung eine wichtige Grundlage der Kleidgestaltung zu bilden. Schnitt und Stoff der Unterkleidung und der Kleidung soll so beschaffen sein, daß die Gesundheit des Körpers nicht beeinträchtigt und die freie Bewegung nicht gehemmt wird. Es kann schon der Schnitt der Kleidung etwa vorhandene Körperfehler ausgleichen oder die Schönheit eines gesunden Körpers besonders zur Geltung bringen. Die Schnittgestaltung ist eine wichtige Voraussetzung sinngemäßer und harmonischer Kleidgestaltung. Die sollte nicht leichtfertig und unüberlegt gehandhabt werden. Sie bietet bei einfühlendem Verständnis eine ungeheuere Fülle der Abwandlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten. — Die Kunst der Gestaltung und die Freude daran wird sich nur dem ganz erschließen, der sich liebevoll, dienend und werkgetreu in sie versenkt. Aller Schmuck der Kleidung müßte auch aus solcher Haltung gewonnen werden. — In Erfüllung aller dieser Forderungen erweist sich deutsche Art, ohne gewaltsames Suchen nach „Ur"-Formen. — Formen werden immer wandelbar sein und bleiben, aber sie finden ihre zeitliche Erfüllung und Erhöhung in der Bindung an ewige, unabänderliche Werte, an Blut, Boden und Allgesetze.

Die schaffende Frau im deutschen Kunsthandwerk.

Von Mizi Donner.

Zuverlässige kulturgeschichtliche Überlieferungen bezeugen, daß eigentlich die Frauen die Schöpferinnen des Kunsthandwerkes waren. Ihre praktische Veranlagung, gepaart mit angeborenem Schönheitssinn, befähigte sie von vornherein, all die Gebrauchs- und Ziergegenstände, die der Alltag und das Gemeinschaftsleben forderten, zu schaffen. Zu den ursprünglichsten kunsthandwerklichen Erzeugnissen zählt die Töpferei, die die Frauen der Naturvölker Afrikas und der indianischen Volksstämme Nord- und Südamerikas vorzüglich beherrschten, auch Flecht- und Knüpfarbeiten. Auch waren die Mexikanerinnen vor Cortez' — des spanischen Eroberers — Zeiten kunstfertige Weberinnen, Stickerinnen und Spitzenkünstlerinnen. Sie schmückten mit Hilfe von getrockneten Bastfäden, Fischgräten, Fellstücken ihre Kleidung. — Schon zur Zeit der Römerherrschaft waren die germanischen Frauen in Weberei und kunstvoller Stickerei, Flecht- und Näharbeit bewandert. Zwei hervorragende Schriftsteller geben hiervon Kenntnis: Plinius berichtet, daß aus den nordgermanischen Ländern ein feines Leinengewebe, das germanische Frauen in ihren unterirdischen Webekellern herstellten, nach Rom gebracht und dort gern gekauft wurde, und Tacitus beschreibt uns in seiner „Germania" die Tracht der Germanen und erzählt, daß die germanischen Frauen die Herstellung und Verzierung der farbigen Stickerei ausführten. Auch in den altgermanischen Heldenliedern der „Eddadichtung" wird erwähnt, daß die Frauen Wäsche und Kleidung verfertigten und diese mit feiner Stickerei verzierten und daß sie feine Borten wirken konnten. Poesievolle Schilderungen liefert auch die deutsche Sagenwelt, wie in der „Frithjofssage" die „Stickerei der Ingeborg" und in der „Wolf-Dietrich-Sage", in der Hugdietrich weben, spinnen und sticken lernt, um die schöne Hildburg zu gewinnen. —

Im frühen Mittelalter stand in Deutschland die weibliche Kunstkultur in hoher Blüte. Die höfische und klösterliche Erziehung vermittelte den Frauen vielseitige, umfassende Kenntnisse in den schönen Handwerkskünsten. Aus kulturgeschichtlichen Schilderungen wissen wir, daß größeren Haushaltungen Werkstätten angeschlossen waren, wo sogar Kaisertöchter arbeiteten. Das älteste aus dieser Zeit erhaltene Denkmal weiblichen Kunstfleißes ist der ungarische Krönungsmantel, den im Jahre 1031 Gisela, die Schwester Kaiser Heinrichs II. und Gattin



Handgemalter Wandbehang

von Luise Klempt, München

des Ungarkönigs Stephan I., auf Purpurseide mit Goldfäden selbst stickte. Auch am kaiserlichen Hofe Konstantinopels wurden kunstvolle Webereien und Stickereien von hochgeborenen Frauen gearbeitet. Viele Arbeiten entstanden im Dienste der Kirche, die von Nonnen und deren Zöglingen hergestellt wurden. Zum Beispiel waren Nonnen aus dem Zisterzienser-Kloster Wienhausen bei Celle a. d. Aller die Herstellerinnen der weltberühmten Wienhauser Bildteppiche aus dem 13.—15. Jahrhundert. Die niedersächsische Entstehung bestätigen Wappen und plattdeutsche Inschriften. Der Äbtissin Agnes von Meißen verdanken wir den herrlichen interessanten Knüpfteppich, den frühesten im Abendlande, der sich in Quedlinburg befindet. Im 15. Jahrhundert wird Ludovica Pellegrini als Gründerin der Stickkunst der Mailänder Schule genannt.

Nicht nur in den Textilkünsten erzielten die altdeutschen Frauen hochwertige Leistungen, sondern auch in wundervollem Buchschmuck der „Buchillumination" — wie man die feinen Miniaturmalereien nannte. Meisterin dieser Kunst war die hochbegabte Hildegard von Bingen, die begnadete Dichterin und Predigerin. — Durch die gesteigerte Entwicklung von Handel und Verkehr und durch die Organisation des Zunftwesens wurden allmählich die höheren Frauenkünste zurückgedrängt und es wurden viele Gewerbe von den Männern übernommen. Zum Beispiel bildeten die Sticker eine vornehme Zunft, die sich „Seidennattern" nannte. Ende des 13. Jahrhunderts finden wir schon diese Zunft in Pariser Stadtbüchern verbucht.

Vom Mittelalter bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts ist die farbige Leinenstickerei in Deutschland vorherrschend. Muster und Arbeitsweisen der Leinenstickereien und mannigfache Webarten haben vor 800 Jahren deutsche Frauen, die ihre Männer nach dem Ostland „Transsylvanien" begleiteten, nach ihrer neuen Heimat „Siebenbürgen" verpflanzt. Bäuerinnen und Bürgersfrauen der Siebenbürger Sachsen pflegen noch heutzutage dieses schöne Frauenkunsthandwerk zur Verzierung ihrer Kleidung und Innenausstattung der Wohnräume. —

Im 17. und 18. Jahrhundert erreichte die edelste Handwerkskunst der Frauen, die „Spitze", ihre höchste Blüte. Auch in dieser Feinkunst waren deutsche Frauen von jeher Meisterinnen. Mit der Einführung und Förderung der Spitzenklöppelei und der Bortenwirkerei ist der Name „Barbara Uttmann", die „Wohltäterin des Erzgebirges" genannt, untrennbar verbunden und bereits ein historischer Begriff geworden. Barbara Uttmann gründete im Jahre 1561 die erste Spitzenschule zu Annaberg i. Sachsen, wozu sie als Lehrerinnen eine Anzahl geschickter Klöpplerinnen aus den Niederlanden herbeigezogen hatte. Sie

organisierte einen ausgedehnten Spitzen- und Bortenhandel, dessen Gewinn der notleidenden Bevölkerung des Erzgebirges zufloß. Noch jetzt befindet sich in Annaberg der Sitz der bedeutenden Posamentenindustrie und in Schneeberg der Klöppelmusterschule. —

Mit außerordentlicher Genauigkeit haben viele Bildnismaler und Kupferstecher, insbesondere aus dem 16.—18. Jahrhundert, die Beiwerke der Tracht, mit inniger Liebe die Stickerei und Spitze behandelt. Danach lassen sich leicht die verschiedenen Musterformen und die Arbeitsweisen feststellen, jedoch nicht zuverlässige Schlüsse ziehen über die Entstehung, das leider zu oft geschieht und einen großen Wirrwarr im Stikkerei- und Spitzenkodex verursacht. Kein deutscher Maler verstand es so meisterhaft, bei seinen Gemälden die feinen Beiwerke der Kleidung herauszuarbeiten, als Hans Holbein d. Jüngere. An einem Porträt der englischen Königin Jane Seymour, das sich im österreichischen Staatsbesitz befindet, zeigen Kragen und Manschetten eine feine gleichseitige Linienzeichnung, die Emilie Bach, die bekannte Wiener Stickkünstlerin, die Gründerin der ersten höheren Kunststickereischule in Wien, als Stickerei erkannte und studierte. Es gelang ihr, die Technik herauszubekommen, und sie benannte sie nach dem Namen des Malers „Holbeintechnik". Lukas von Cranach verdanken wir die genaueste Wiedergabe feiner Spitzenbesätze an Leinenwäsche. Die Kupferstecher und Schabkünstler Gebrüder Trattner in Wien haben an ihren Bildwerken vorzüglich Schmuck, Stickerei und Spitzen aus der Barock- und Rokokozeit festgehalten, das für Studienzwecke sehr wertvoll ist. Nicht weiter können aufgezählt werden die Unmenge der überlieferten Muster und Arbeitsweisen nach Gemälden der berühmten italienischen, französischen, niederländischen Maler. —

Durch die Erstarkung der Industrie und durch die ernsten Zeitverhältnisse anfangs des 19. Jahrhunderts verflachten die edlen, feinen Frauenkünste immer mehr und mehr und zeigten in der Biedermeierzeit eine bürgerlich romantische Note, wonach sie allmählich das tiefste Niveau erreichten. Erst durch das aufkeimende Kunstgewerbe, anfangs der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wurden alte, in Vergessenheit geratene Techniken und Muster neugelegt in: Stickerei, Weberei, Flecht- und Knüpfarbeiten, Spitze, Keramik, Leder- und Holzbearbeitung, Glasmalerei u. a. m., ferner wurden neue Arbeitsweisen und neue Muster im Zeitgeschmack ausgeführt. Die Entwicklung hat sich hauptsächlich von Österreich und Deutschland ausgehend vollzogen, und es sind allmählich alle anderen germanischen Länder mitgegangen. Da die Bewegungsfreiheit der Schulen anfangs in keiner Weise gehemmt wurde, waren sie imstande, eine gründliche Reform auf allen Gebieten der

künstlerischen Ausdrucksweisen durchzuführen. Mit der Abstreifung der bisher verfolgten Äußerlichkeiten gelangte eine gesunde neue Auffassung über Materialechtheit, Werkehrlichkeit und Zweckmäßigkeit zum Durchbruch, die die billigen Ersatzmittel vermeiden und nur echte Werkstoffe verwenden wollte. Etwa um das Jahr 1902 entwickelte sich jene deutsche Kunstbewegung, die auch das Kunsthandwerk mit einbezog, und die von den anderen Völkern so stark als „germanische" Kunstbewegung empfunden wird. Die neuen künstlerischen Ausdrucksweisen erstrecken sich über die verschiedensten Gebiete des Kunsthandwerkes, über die gesamte Innenausstattung der Wohnräume mit ihrem mannigfaltigen Hausrat, vom kleinsten Gebrauchsgegenstand, dem bestickten, gemalten oder handgewebten Deckchen ausgehend, auf Flächenmuster des Wandschmuckes der Tapeten oder der Wandbemalung übergreifend, ebenso auf Buchschmuck, das Plakat, die Bühnenausstattung, die Garten- oder Friedhofskunst, die Mode- und Schmuckkunst, die Keramik, Glasmalerei, Mosaikkunst u. a. m. sich erstreckend.

Wie steht es heute mit der beruflichen kunsthandwerklichen Ausbildung der Frauen?

Wie bereits am Anfang vermerkt, besitzt die Frau von Natur aus ein feineres Gefühls- und Geschmacksempfinden als der Mann, sie wird daher instinktiv die ihrer natürlichen Veranlagung am besten angepaßten Berufszweige des neuzeitlichen Kunsthandwerkes wählen, wie: die Textilfächer — Stickerei, Spitzen, Weberei, Stoffmalerei, Handdruck, die Bekleidungskunst, Innen- und Schaufensterdekoration, Gärtnerei, Töpferei, Schmuckkunst, Gebrauchsgraphik, wissenschaftliches Zeichnen, Musterzeichnen und Modezeichnen, Buchbindekunst und das jüngste Kunsthandwerk — die Photographie, die erst auf eine 100jährige Entwicklungszeit zurückblickt, die Kunsttischlerei, Holzschnitzerei, kunsttechnische Lederbearbeitung u. a. —

Für all die angeführten Zweige ist die elementare gründliche Fachausbildung bis zur künstlerischen Vollreife Vorbedingung, die nur in der Lehrwerkstätte zu erlangen ist. Bei der kunstgewerblichen Berufswahl muß sich jede Anfängerin über ihre Talente und ausgesprochene Neigung für dieses oder jenes Fach ehrlich im klaren sein und die hierfür am besten geeignete Lehranstalt auswählen. Dabei spielen die persönlichen Lebensbedingungen und die pekuniären Verhältnisse eine ausschlaggebende Rolle, die gründlich zu erörtern und zu überlegen sind, ganz besonders, wenn die Bildungsanstalten an fremden Orten liegen. In der Regel muß man für eine gründliche, umfassende Ausbildung, denn

diese kann heutzutage nur in Frage kommen, mit einer drei- bis fünfjährigen Fachausbildung rechnen; es muß daher vor übereilten Entschlüssen dringend gewarnt werden. Das Studium ist erst zu beginnen, wenn alle Vorbedingungen erfüllt werden können, die eine sorglose Lernzeit garantieren. Denn nichts wirkt niederdrückender auf einen strebsamen Lernbeflissenen, als ein jäher Abbruch innerhalb der Ausbildungszeit. Selten, fast niemals, läßt sich eine gleichartige künstlerische Weiterbildung später ermöglichen. Mehr denn je müssen unsere jungen schöpferischen Kunsthandwerkerinnen Kulturarbeit leisten, um der Verflachung und der Geschmacklosigkeit, die in den Nachkriegsjahren bedrohlich in Erscheinung kamen, energisch entgegensteuern zu können. Die jämmerliche Überproduktion von Halbheiten hat es so weit gebracht, daß die weibliche Handarbeit bei vielen als „peinlicher Begriff" empfunden wird, die mit tüchtiger handwerklicher Leistung nicht mehr zu tun hat, vergleichsweise, als wie ein edles Symphoniewerk mit einer Gassenhauermusik. Wir müssen wieder das Qualitätsgefühl, das doch bei vielen vorhanden ist, festhalten oder beleben und die Augen schärfen für diejenigen Handwerksgebiete, die zur Gründung oder Wiederbelebung der nationalen Volkskunst erfolgsicheren Auftrieb vermitteln können. Im Gedankengang der nationalsozialistischen Bewegung tritt ja die Aufwärtsentwicklung des Kunsthandwerkes bereits klar in Erscheinung; sodaß wir sicher auf Unterstützung bei der Aufbauarbeit rechnen dürfen. Daher ist unser neues Prinzip: „Die Erziehung zur Kunst und durch die Kunst" in Gemeinschaft mit gediegener handwerklicher Leistung für unser junges Kunstgewerbe von so außerordentlich großem Wert. Denn nur jenes Volk erzielt den größten Umsatz im Welthandel, das, gestützt auf einen kunstsinnigen heimischen Käufer, die schönsten und gediegensten Waren auf den Weltmarkt bringt. Dieser Tatsache entzieht sich heute kein Volkswirtschaftler und auch kein Großkaufmann. Es kann nicht genug betont werden, daß keine Kosten zu scheuen sind, um für die Ausbildung die in Frage kommenden Lehrwerkstätten aufsuchen zu können. Nach einer Rundfrage über die Existenzmöglichkeiten nach umfassender kunsthandwerklicher Ausbildung lauten die Antworten von Schulen, Fachkünstlern und Betrieben durchaus günstig, da solche Kräfte fehlen, deren Ausbildung auf breiter Basis erfolgte. Bei geschäftlicher Veranlagung, die ungemein wichtig ist, empfiehlt sich die Gründung einer eigenen Werkstätte oder kunstgewerblichen Lehranstalt, z. B. bietet eine Werkstätte für Handweberei mit eigenen Webstühlen oder eine keramische Werkstätte oder eine Lehrwerkstätte für gediegene Handarbeiten durchaus auskömmliche Existenzen,

niemals aber die Massenfabrikation, die mit den Maschinenerzeugnissen nicht konkurrieren kann. Die Vorbedingungen für eine kunsthandwerkliche Ausbildung sind behördlicherseits etwa folgendermaßen formuliert: „Bewerberinnen, die eine außerordentliche künstlerische Begabung besitzen, können nach erlangtem Reifezeugnis einer deutschen Vollanstalt ein ordnungsmäßiges Berufsstudium ergreifen. Dieses dauert mindestens sechs bis acht Halbjahre an einer staatlichen Kunsthochschule, Kunstgewerbeschule, höheren Fachschule usw. In allen Zweigen des ausübenden Kunstgewerbes, bei denen noch die Selbstherstellung besteht, sind den Anstalten Werkstätten angegliedert, in denen die betreffenden Gewerbe von bewährten kunsttechnischen Fachkräften gelehrt werden, z. B.: Stickerei, Weberei, Spitzenarbeiten, Färberei, Schneiderei, Schaufensterdekoration, Töpferei, Metalltreiben, Ziselieren, Gold- und Silberschmiedekunst, Porzellan-, Glasmalerei, Elfenbeinschnitzerei, Holz-schnitzerei u. a." Sichere Existenz bietet die Studienlaufbahn für „künstlerisches Lehramt". Die Bewerberinnen müssen ein Reifezeugnis einer deutschen Vollanstalt (deutsche Oberschule, Realgymnasium, Oberrealschule, Gymnasium) oder anderer deutscher Aufbauschulen und Studienanstalten erworben haben, sowie den Nachweis liefern, daß sie mindestens acht Halbjahre an einer staatlichen Kunsthochschule des Deutschen Reiches, davon wieder mindestens vier Halbjahre an einer preußischen staatlichen Kunsthochschule absolvierten. Dabei können ausnahmsweise Studierende, die hervorragende außergewöhnliche künstlerische Leistungen aufzuweisen haben und pädagogische Begabung besitzen, nach dem 22. Lebensjahre auch ohne Reifezeugnis einer Vollanstalt zur Prüfung zugelassen werden. Hierüber entscheidet auch der Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. Nach bestandener Prüfung haben die Kandidatinnen für das höhere Lehramt zwei Prüfungen abzulegen. Danach erfolgt die planmäßige Anstellung von Studienräten in freien Studienratsstellen an staatlichen und anderen öffentlichen höheren Lehranstalten mit künstlerischen Fächern. — In einem anderen Erlaß heißt es: „Die Bewerberinnen um das künstlerische Lehramt sind bei jeder Gelegenheit nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß die Möglichkeit, sie im höheren Schuldienst zu verwenden und anzustellen, vielfach nur dann besteht, wenn sie zu den künstlerischen Hauptfächern noch für ein oder mehrere im Lehrplan vorgesehene Fächer die Lehrbefähigung erwerben." Seit mehreren Jahren kann an Handwerker- und Kunstgewerbeschulen an denjenigen Abteilungen, die voll ausgebaut sind, nach dreijährigem Studium eine Abschlußprüfung abgelegt werden.

Die Gestalterin des Hauses.

Von Wera Bockemühl.

Eine Stätte haben wir alle, ob wir auch über Berge und Meere führen und Länder bereisten — unsere Heimat, und etwas, das uns überallhin begleitet, haben wir auch alle, die Erinnerung an unsere Jugend. Es gibt nichts im Leben, was uns so tief eingezeichnet ist wie die Bilder unserer Kindheit. Gesichter der Menschen, die uns umgaben, der Mutter, des Vaters, Geschwister, bis in alle Einzelheiten leben sie in uns mit. Aber nicht nur die Menschen unserer Umgebung, nein, auch die Dinge bleiben in Erinnerung bei uns, mit ihren dazugehörigen Gefühlen und Empfindungen. Eine Tapete aus dem Kinderzimmer — ein Schreibzeug des Vaters — ein Spiel — ein Bilderbuch, aufleuchtend oder verdunkelnd wirken sie ein auf unser Leben und auf unsere Entwicklung. Sollte man nicht daran erkennen, wie wichtig es ist, in rechter Weise eine Familie zu gestalten? Wie unendlich viel Wertvolles oder Zerstörendes, Liebendes oder Quälendes aus den Erinnerungen der Kindheit ins Leben strömt! Die Familie als Urquell des Volkes, aufnehmend junge Menschenseelen in ihren Schoß, sie trägt in sich die tiefe Verantwortung, die darin besteht, die ersten tiefgründigen Erfahrungen und Erlebnisse einer kleinen Menschenseele zu überwachen und sie in richtiger Weise in ihr Erdenleben einzuführen. Sind wir uns dieser Verantwortung voll bewußt? Bewußtwerden einer Aufgabe heißt sie erkennen und klären, um dann einordnend den Weg zu finden, der uns zum rechten Ziele führen kann.

In Lebensbeschreibungen, Briefen und Tagebüchern großer Menschen nimmt meist einen wichtigen Teil die Kindheit ein; wie ein Faden durchziehen diese Erinnerungen alles Geschehen der späteren Jahre. Wie bedeutsam wirken sie oft hinein in später entstehende künstlerische Werke und speisen diese mit lebensvollen Eindrücken. Wir können viel lernen aus den Büchern, die uns in das Leben bedeutender Menschen einführen, wenn wir sie wieder als „Wege" zu lesen verstehen. Göttliche Schicksalsführung und Verwandlung, Formung aus eigenem starken Willen fügt sich zusammen als Einheit — aus Leid wächst Kraft — aus Kraft Schönheit — aus Schönheit Güte. Christian Morgenstern schreibt mit siebenunddreißig Jahren: „Ich möchte sagen, daß ich immer noch im und vom Sonnenschein meiner Kindheit lebe." Er hat mit zehn

Jahren schon seine Mutter verloren und dann viel Schweres erlebt, und doch behalten diese ersten Jahre solche Leuchtkraft.

Auch in den Aufzeichnungen des badischen Malers Hans Thoma können wir lesen: „Die Erinnerungen aus der Kinderzeit sind mir sehr lebendig ... noch mehr in einer Art von Stimmungen, die im Sehen liegen, als durch Geschehnisse ... darüber läßt sich schwer schreiben, aber ich denke, etwas davon ist in mein Malen übergegangen, so daß mir später beim Malen mancher Bilder so war, als ob unsichtbare Geister mir die Hand führten und die Farben mischten." So gäbe es noch unendlich viele Beispiele.

Es ist ein großes Geheimnis, was man so im allgemeinen eine glückliche Kindheit nennt, und es ist die Frage, inwieweit wir Frauen, wir Mütter, die wir doch in der Hauptsache die Familie zu verwalten haben, Einwirkung, Möglichkeit haben, unser Leben in der Familie als ein Kunstwerk zu gestalten. Es liegt nicht im menschlichen Ermessen, ob eine Menschenseele in einer Kellerwohnung oder in einem Luxusschloß, in einem Bauernhaus oder hinter finsteren Wirtshausstuben geboren wird — natürlich ist es wichtig und mitbestimmend für den Weg der Menschenseele — aber nicht das Wo ist das wichtige, das Wie allein liegt in unserer Hand. Hinter einem Zirkuszelt kann ebenso viel Familienliebe leben, wie im gepflegten Beamtenhaushalt. Ein einziger Blumenstock kann mehr gelten als eine große Kakteenzucht. Hier kommt es einzig und allein auf die Menschen an, auf die Frauen, die sich in tiefer Liebe zur Familie dieser verantwortungsvollen Aufgabe widmen. Wie wenig gehört vielleicht dazu, und doch wieviel, um Mutter, Frau, Gestalterin zu sein, nicht unterzugehen in Alltäglichkeiten und selbständig denkend und handelnd sein eigenes Wesen zur Weiterentwicklung zu leiten.

Zunächst: Haus und Garten, Stube und Möbel sollten schlicht sein und wahr. Nicht m e h r scheinen wollen als man ist, nicht nur „auch haben" wollen, weil es der andere hat. Die Möbel sollen wieder ihrem Sinn nach gewählt werden, nicht, weil man eben im Herrenzimmer „auch einen Klubsessel haben muß". Sinn der Dinge ist: derSchrank, der „bewahren" soll, der Tisch, der „tragen" soll. Ist nicht oft schon ihr Sinn verwischt? Der blankpolierte Tisch, der zu schade ist, daß man etwas daraufstellt, hat seinen Sinn verloren. Zum Anschauen sind Bilder da und Blumen, aber keine Möbel! Das soll nicht heißen, daß man kein edles Holz mehr verwenden soll oder kunstvolle Arbeit. Mehr denn je soll es wieder Menschen geben, die ihre Möbel nach eigenen Wünschen bauen lassen — Zweck — Sinn — entsprechend und schön in Form und Verarbeitung. Aber dieses „Schön" muß angepaßt sein den Ver-

hältnissen, und alles Protzige und Blendende wird eben unschön sein und niemals passen zu schlichtem Menschenwesen, das sich darin gestalten möchte. Denn gute Möbel und Dinge, so glauben wir, von edlem Geiste erdacht und geschaffen, werden großen Einfluß ausüben auf die Menschen, die damit leben.

Wenn wir Frauen wieder lernen, Echtes von Unechtem zu unterscheiden, wird aller Kitsch verschwinden, weil er nicht mehr gekauft wird, und nur noch Wert haben, was wahrem Wesen entsprungen. Auch dies ist eine große Aufgabe. So müssen wir uns wieder zurücktasten zum Sinn der Dinge und sie sinn-voll in unser Leben einordnen als Diener. Denn Diener, Helfer sollen sie uns sein, und nicht schon das Leben selbst bedeuten — Rahmen nur, nicht Bild. Aber auch da fehlt es noch. Sind wir nicht noch viel zu sehr ihr Diener? Wünsche um die Dinge erfüllen unser Denken, und in ihrer Erhaltung und Pflege vergeht für uns Frauen der Hauptteil des Tages. — Schlichte Möbel ersparen Arbeit, unnütze Prunkstücke erschweren den Überblick. Da heißt es, sich frei machen von alten Vor-urteilen, und mit gesundem, praktischem Schönheitsempfinden Herrscher der Dinge werden! Die Frau im Hause hat die Möglichkeit, ihre Zeit zu verwalten nach eigenem Ermessen, mehr als die meisten Männer in ihrem Beruf. Es ist in ihre Hände gegeben, ob Ersprießliches aus ihrem Familienleben erwächst. Immer wieder neu müßte man sich prüfen, ändern können und umstellen, wenn es die Arbeit erfordert. Wenn man heute ohne Haushilfe auskommen muß, ist es eine Sache der Überlegung, wie man Zeit ersparen kann durch klare Arbeitseinteilung und Freizeit schaffen für Wichtigeres. Nun, wir meinen nicht, daß man nicht mehr Staub wischen soll! Sauberkeit ist vielleicht das Wichtigste an der Haushaltführung. Aber manchmal kann ein Blumenstrauß mehr Licht bringen in eine Stube als ein hochglanzpolierter Fußboden, eine Mittagsruhe wichtiger sein als den Keller zu räumen, denn es sind die Feinheiten, die stillen Kleinheiten, die keinen Namen haben und doch gespürt werden, und die einzig und allein einer Wohnung die Weihe geben. Die wir auch in Wohnungen finden, die aus ererbten Möbeln gestaltet sind. Das sind die Blumen, schön geordnet, der Tisch, liebevoll gedeckt, auch für den Alltag, nicht nur für die Gäste — es kommt da nicht auf Vasen oder Blumen an, oder auf kostbares Porzellan — schön ist es, wenn man es hat — aber ein Feldblumenstrauß im schlichten Becher oder ein Steinkrug können ebenso schön wirken in der Umgebung, wo sie hingehören.

Aber nicht nur die Blumen, das Bild, oder die Farben im Raum verraten den Geist, der hier waltet, er spricht sich schon sehr stark aus in der

Art, die Möbel hinzustellen. Habe ich dem Manne, der gerne bastelt, eine Ecke im Zimmer eingerichtet, muß er nicht immer aufräumen, wenn der Tisch gedeckt wird, es wird ein Winkel sein, wo er sich wohl fühlt, denn man hat seiner Eigenart Rechnung getragen. Der Mann, der daheim am Schreibtisch arbeitet, braucht ein ruhiges Zimmer von Kinder- und Straßenlärm frei; schließlich muß auch das für das Mädchen vorgesehene Kämmerchen dem Hausherrn dienen können, wenn es günstig liegt und er zu konzentrierter Arbeit einen kleinen Raum vorzieht. Aber da gibt es auch Frauen, die über Vorurteile nicht hinauskommen, den Schreibtisch, das „gute Stück", so ins hintere Zimmer verschwinden zu lassen. Da müßte ja das Mädchen das bessere Zimmer haben! Alles Kleinigkeiten, nicht der Rede wert, und doch hängt viel davon ab. Die Kinder, besonders wenn sie größer werden, sollten jedes eine Ecke haben, damit eigenes sich entfalten kann. Auch an die Mutter sei gedacht. Eine ruhige Nähecke oder auch nur ein stiller Stuhl sollten für sie bereit sein. Dies alles fordert Beweglichkeit, Beweglichkeit im Denken und Handeln, um in richtiger Weise solche Dinge den veränderlichen Umständen nach wandeln zu können.

Und was soll aus solcher Fürsorge wachsen? Des Vaters Hände, hat er eine Ecke zum Basteln, werden ganz von selber zum Material greifen und formen wollen aus innerlicher Fülle — eine Lampe — ein Leuchter zum Fest — ein Spiel für das Kind. Aus ehrlicher Gesinnung, gutem Wollen, gepaart mit Liebe und Verständnis zum Stoff, werden wieder die Anfänge einer echten Volkskunst wachsen, denn echtes Menschentum drängt zu Formung und Gestaltung. Werdende Volkskunst aber soll zu neuen Formen kommen, denn es wäre nicht ehrlich, wenn die heutigen Menschen der Städte sich der Vorbilder der alten Bauernkunst bedienten und nur Volkskunst nennten, was in diesem Rahmen sich bewegt. Auch Stahl und Glas, Seide und Kleisterpapier sind Stoffe zur neuen Formung.

Auch die Mutter wird im stillen Winkel ihre Gedanken sammeln können, Schau nach innen, die einzig und allein helfen kann Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden. Wir müssen uns heute bemühen, Stätten der Stille zu schaffen in unseren Räumen, denn Stille will haben, was reifen will — schöpferische Gedanken als Quelle zum schöpferischen Tun. Ein Spruch zur Taufe, eine Weihnachtskrippe, ein Herbstlied. Es wird gleichsam ein Tasten sein nach den Möglichkeiten des eigenen Wesens, die man ja nie ganz ausleben kann, die aber da sind und geweckt werden wollen aus innerem Wunsch. Aber wir sind heute zu anspruchsvoll geworden und zu bequem, es ist einfacher, sich etwas vor-

setzen zu lassen oder etwas Fertiges zu erstehen, als auch nur das geringste selbst zu versuchen. Ein Kind freut sich schon, wenn man ihm sein Lieblingsgedicht mit bunten Buchstaben aufschreibt und über das Bett hängt. Wie manches Bilderbuch oder Spiel, das heute käuflich ist, ja vielfach gerade die wertvollen, sind entstanden erstmalig für das eigene Kind. So ehrlich Gewachsenes wird weiterwirken über den Kreis der Familie hinaus. Denn jede Mutter wird nicht malen oder dichten können, und jeder Vater nicht hobeln, und so muß ein Austausch geschehen. Jeder Schaffende als Diener des Volkes, als Glied in der Kette zu einer neuen Kultur wird geben, was er kann.

Das sind die Tätigen, die gestalten aus Stoff; aber es gibt auch die tragenden, erhaltenden Menschen. Für manchen Vater ist der Garten, für manche Frau ist die Pflege der Blumen das Gebiet, wo sie sich am meisten ausleben können. Beschäftigung mit den Dingen der Natur wird ihre innere Reinheit befruchten und seelischer Reichtum wird daraus fließen. Die Kinder, die in dieser Umgebung leben, werden durch Vorbild geführt werden, ein selbstgemaltes Bild zum Geburtstag der Freundin wird ihnen mehr gelten, als eine billig gekaufte Vase, ein gefundener Stein mehr, als ein kostbares Spiel.

Überhaupt die Geschenke! Das rechte Schenken, das erfreuen will, wird wieder Wert bekommen — auch ohne Geld Handarbeit — Selbstgemachtes! Der Weihnachtstisch soll kein Warenlager sein, keine Schau: seht, was wir haben! Die Schuhe, die praktischen Dinge, können ruhig dabeistehen, aber oft sind es gerade die kleinen unnützen Dinge, die besondere Freude bereiten. — Eine Photographie, ein Lied, schön und mit Liebe aufgeschrieben, oder ein lieber Brief.

Aber viel weniger noch sollten die Geschenke das Fest bestimmen. Ja wir meinen, es müßte auch Feste geben, wo die Geschenke einmal ganz wegbleiben könnten. Oft verschleiern sie den eigentlichen Sinn, verbergen das wahre Fest und hemmen die Vorfreude durch die Sorge um Geschenke, und die Vorfreude gehört doch auch schon zum Feste! An Weihnachten ist es schon am ehesten erreicht. Durch die Adventszeit wächst ein Ahnen von dem Kommenden, Lieder und Kerzen bereiten den Weg zum Weihnachtserlebnis. Aber warum nur zu Weihnacht? Könnten wir nicht in den wechselnden Rhythmus des Jahres und Geschehens der Natur noch tiefer hineinwachsen? Wenn wir uns um die richtige Vorbereitung zu den Höhepunkten des Jahres bemühten? Was an Weihnachten in den Seelen eingehüllt in das Winterdunkel als Licht gespürt werden kann, das wird zu Johanni im Weltenlichte, offenbar. Loderndes Feuer unter freiem Himmel, ruhiges Kerzenlicht in stiller

Stube, ist es nicht ein klares Gegenbild? Das reifende Korn, die ziehenden Wolken, sie wollen wieder als Bilder erlebt werden, als Sinnbilder.

Solche Bilder, in uns getragen, wirken bewußt und unbewußt auch auf unsere Kinder, sie schaffen in rechtem Sinn eine wahre Religiosität, wie wir sie heute brauchen, erwacht aus dem sicht- und erlebbaren Geschehen der Natur. Vertiefen sollte man diese Religiosität wieder durch das Gebet. Haben wir nicht meist in unserer Jugend beten gelernt, und wünschen im tiefsten Innern es wieder zu können? Wollen wir es drum den Kindern vorenthalten, weil wir selbst Schwierigkeiten damit haben? Das wäre soviel, als wollten wir dem Kind die Zeit zum Spiele nehmen, weil wir selbst nicht mehr zu spielen verstehen. Das Gebet ist seelische Nahrung für das Kind, erweckt Ehrfurcht vor dem Brot, der Frucht, Ehrfurcht vor dem Menschen, dem Göttlichen. Wenn die Mahlzeit mit Gebet beginnt, kann man sich nicht streiten bei Tisch, und wenn am Abend das Kind die Hände faltet, wird alle Unruhe verschwinden und Friede sein. Auch für die Mutter können diese Minuten ein Ruhepunkt, ein Stillehalten bedeuten, wenn sie in richtiger Weise dem Kind zu lauschen versteht.

Man kann diese stillen Minuten durch ein kleines Abendlied verlängern — Kinder hängen an solchen rhythmisch sich wiederholenden kleinen Handlungen. Aber besonders der Morgen der Tagesbeginn, fordert ein Lied. Fünf Minuten kann man erübrigen, wo die Familie zu einem frohen Lied zusammenkommt, ehe sie zu ihrer Tagesarbeit in alle Winde verweht, jeder an seinen Platz. So unendlich reich ist der Liederschatz unseres Volkes, daß sich für jede Jahreszeit, für jede Stimmung etwas findet —

Schauts außi wies regnet,
schauts außi wies gießt,
schauts außi wies Wasser
vom Dach abeschießt!

Wie verliert ein Regentag an Trübe . . .

Ich bin die Mutter Sonne und trage
die Erde bei Nacht, die Erde bei Tage
ich halte sie fest und strahle sie an,
daß alles auf ihr wachsen kann!

Wie gewinnt ein Sonnentag an Glanz! Klavier und Geige, Flöte oder Mundharmonika werden hinzukommen, man wird das Lied am Sonntagmorgen auch einmal einüben. Was wächst daraus? Die Anfänge einer Hausmusik, einer Volksmusik, wie wir sie dem deutschen Volke

wieder wünschen möchten. Die Sonntage, aus der Reihe der Alltage herausgehoben, könnten mit erweiterter Musik gestaltet werden — ein Vers, ein Gedicht, eine kleine Geschichte als Ergänzung helfen mit. An Festtagen kann man ein Bild aufstellen, selbstgemalt oder das Bild eines alten Meisters aus einer Zeitschrift, Blumen und Kerzen erhöhen die Weihe. Dies soll alles nichts bedrückend Feierliches haben, fröhlich, selbstverständlich, ohne viel Aufhebens, sollen solche Dinge angefaßt werden. Dies soll auch kein Rezept sein: so ist es richtig, so soll man es tun. Jeder wird es auf seine Weise finden. Aber wie unendlich bereichern können solche Dinge das Leben der Kinder und der Erwachsenen.

Auch das Mädchen und die Haustochter, nimmt sie an solchem Leben in der Familie teil, wird mit hineingezogen, sie wird anders der Gestaltung einer eigenen Familie gegenüber treten, hat sie solches miterlebt. Ihre Möbel wird sie anders wählen, Sinn für Farben, Schönheit werden wach, sie lernt gestalten mit dem Stoff, und wahres Schenken und Feiern wird auch in ihrem Leben Bedeutung gewinnen. Denn wenig braucht man dazu an äußeren Gütern, aber viel an innerem Reichtum. So tragen wir eine erzieherische Pflicht gegen die Menschen, die bei uns arbeiten, sie sind uns nicht lediglich „dienstbare Geister", die für ihre Arbeit entlohnt werden.

Aus diesem wahren, lebendigen Familienleben wird auch wieder eine erneute Geselligkeit erstehen, und die Abende mit einförmigem Witzeerzählen oder Kartenspiel werden wirklicher Geselligkeit weichen. Aus der Zeit der Jugendbewegung haben es viele mit hinübergerettet, und gemeinsames Singen und Musizieren oder Vorlesen ist öfter da zu finden, wo sich Menschen treffen, die solche Erlebnisse in der Jugend hatten. Da bindet man sich schneller aneinander zu gemeinsamem Tun, und wirklich fördernde Gespräche treten an die Stelle von Plauderei, Fachsimpelei und Klatsch. Auch die Einladungen der Kinder zu Geburtstagen bedürfen einer Erneuerung. Bei den Kleinen ist die Führung auch für ein Fest notwendig, um ein sinnloses Toben zu vermeiden. Welch schöne Aufgabe für eine Mutter! Wir backen eine Bohne in den Kuchen, wer sie bekommt, wird König, sucht sich eine Königin und einen Hofstaat. Wie herrlich, wenn man sie mit bunten Flicken, Hüten und Kränzen verkleidet. Ein Kind erlebt dies viel wirklicher, ein Kochlöffel wird zum Zepter, eine Papiertüte zum Helm. Manchmal spielen die Kinder dann von selbst ein richtiges Theaterstück. Zum Geburtstag des Vaters ein kleines Spiel, ein Krippenspiel zu Weihnacht, selbsterdacht, wie erweckt es die schöpferischen Kräfte der Mutter und wie beglückend wirkt es in das Leben der Kinder, schmiedet Mutter und Kind zu-

sammen, schafft Beziehung und Vertrauen, die oft bis in spätere Lebensalter die Brücke bilden. So wird auch der größere Umkreis der Familie, Bekannte und Freunde angeregt, und man wird fühlen, wie gesundende Ströme ausgehen für unser Volk aus der Zelle eines geistdurchseelten Familienlebens.

Das Vorbild ist die wichtigste Tat! Familie darf keine Einengung bedeuten, darf nicht in Kurzsichtigkeit und ängstlicher Selbstliebe der Eltern die Kinder an sich fesseln wollen. Jeder einzelne soll seine Eigenart, seine Selbständigkeit behalten, um seine Pflichten für Gemeinschaft und Volk auch außerhalb der Familie richtig bewältigen zu können. Die Kräfte für die große Gemeinschaft aber wachsen ihm in der engsten Gemeinschaft der Familie. So werden wir wieder verantwortlich leben müssen, mit der Wohnung, die wir einrichten, dem Kleid, das wir tragen, der Musik, die wir machen, verantwortlich für die Verinnerlichung und die Atmosphäre unseres Heims, verantwortlich für unser Volk. Erinnerung an die Jugend wird Kraftquell, wird Träger einer guten Gesinnung, eines gesunden Lebens, Leuchte für die Zukunft.

✦

All unser Tun ist wichtig,
Wichtig im Rhythmus der Zeit,
Und ist es auch noch so nichtig,
Es geht ein in die Ewigkeit.

Hanna Kohncke-Detloff.

Über die biologischen Grundlagen der Erziehung

Von Professor Dr. Fritz Lenz, Berlin

2. verbesserte Auflage. Mit 8 Abbildungen. Geh. M. 1.35

„Ein Büchlein mit nur wenigen einfachen Figuren — und doch eine der wertvollsten Schriften, welche hier zur Besprechung kommen. Es ist durchaus nicht nur für Berufserzieher bestimmt; jeder um die Zukunft unseres Volkes Besorgte sollte die überzeugenden Ausführungen des bekannten Rassenhygienikers auf sich wirken lassen." Eckart-Ratgeber.

*

Volk in Gefahr!

Der Geburtenrückgang und seine Folgen für Deutschlands Zukunft

5. Auflage 21.—25. Tausend. 23 ganzseitige Tafeln mit Text

Herausgegeben von Otto Helmut

Mit einem Schlußwort von Dr. Gütt, Min.-Dir. im Reichsministerium des Innern

Preis: Geh. M. 1.—, 10 Stück je M. 0.80, 100 Stück je M. 0.70

„Dieses Büchlein geht jeden Deutschen sehr nahe an. Es ist ein ausgezeichnetes Aufklärungsbuch, denn in überaus einprägsamen Bildern sind Geburten- und Sterbeziffern dargestellt, der trügerische Geburtenüberschuß, der Altersaufbau und die Vergreisung unseres Volkes, die Lasten, die die Kinderarmut dem Volk auferlegt, der Rückgang der Vollwertigen, die Zunahme der Minderwertigen, die Folgen der Verstädterung; die Ursachen des Geburtenrückganges in Deutschland und das bedrohliche Wachstum unserer Nachbarn." Deutsche Frauenzeitung.

Preis: Geh. M. 1.—, 10 Stück je M. 0.80, 100 Stück je M. 0.70



Vererbungskundliche Belehrung ist für alle Eltern eine dringende Notwendigkeit!

Von deutschen Ahnen für deutsche Enkel

Allgemeinverständliche Darstellung der Erblichkeitslehre, der Rassenkunde und Rassenhygiene

Von Prof. Dr. med. Ph. Kuhn und Dr. med. H. Kranz

7.—12. Tsd. Mit 6 Abb. Geh. M. 1.—. 10 Stück je M. 0.80, 100 Stück je M. 0.70

„Unter den mancherlei Schriften über Rassenkunde und Rassenpflege verdient dieses Büchlein besondere Hervorhebung um seines durchaus volkstümlichen und allgemeinverständlichen Tones willen. Es vermittelt in einfachster Form die für jedermann unbedingt nötigen Kenntnisse und macht jeden deutschen Volksgenossen mitverantwortlich am Schicksal seines Volkes und seiner Rasse." N.-S.-Erzieher.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW